

Zwischen den Zeiten II

Übergänge

Gudrun Wilzopolski & Copilot

Prolog

Die Teilung hat eine innere Logik.
Aber sie hat auch eine Bühne: Berlin.

Unter den Bedingungen von 1945 war die Aufteilung Berlins in vier Besatzungszonen nicht rational, nicht funktional, nicht zukunftsfähig. Sie war ein Machtarrangement, kein Ordnungsmodell.

Warum also trotzdem?

Weil Berlin nicht Stadt war, sondern Symbol.
Hauptstadt des besiegten Reiches. Sitz der NS-Macht. Ort der Kapitulation. Bühne der Siegermächte.

Berlin war der Trophäenraum. Und Trophäen teilt man nicht sinnvoll auf — man teilt sie auf, um zu zeigen, wer dazugehört.

Weil die Alliierten nicht Deutschland ordnen wollten, sondern sich selbst.

Die Viersektorenstadt ist kein deutscher Kompromiss, sondern ein alliiertes Gleichgewicht:
Die USA Präsenz. Die Sowjets Kontrolle. Großbritannien Einfluss. Frankreich Anerkennung.

Berlin war der Ort, an dem sich diese vier Interessen sichtbar machen ließen.

Weil niemand 1945 dachte, dass diese Konstruktion Jahrzehnte halten müsste.
Die Alliierten planten nicht die Zukunft Deutschlands. Sie planten die Abwicklung des Krieges.

Die Viersektorenstadt war ein Provisorium — aber eines, das sich in Beton verwandelte.

Und ja: Deutschland war Pufferzone und Experimentierfeld.

Pufferzone zwischen zwei Systemen.

Experimentierfeld für zwei Ordnungsmodelle.

Testlabor für Ideologie, Wirtschaft, Sicherheit.

Bühne für Machtprojektion.

Deutschland war nicht Subjekt, sondern Schauplatz.

„Man konnte die Jahre nicht zählen, nur die Räume.

Die Arbeit. Die Schule. Die Küche. Die Straße.

Alles andere war Durchgang.“

*Diese Übersicht zeigt die Räume, durch die der Text führt.
Jeder ist ein eigener Innenraum — ein eigener Ton, eine eigene Temperatur.*

Inhalt

Die Welt ist nicht verlässlich

Der Moment, in dem die Welt sich zeigt

Niemand hat die Absicht eine Mauer zu bauen

Ein paar Wochen später: ein neuer Ort. Aber dieselbe Welt

Die Kinder treten aus der Familie

Aber ein anderer Ton setzt sein

Nicht jeder Traum wird wahr. Nicht jede Welt lässt dich hinein

Die alte Ordnung kehrt zurück

Alle gehen ihre eigenen Wege

Die Welt hinterlässt Spuren

Ella schreibt Tagebuch

Die Kunst der Tarnung - Das Niemandsland der Künstler

Als C. kommt, läuft ihm die Fama voraus.

Schluss

Die Welt ist nicht verlässlich

Montag früh, halb sechs. Draußen ist es noch dunkel. In der Küche ist schon Bewegung.

Der kleine Karl trinkt seinen Muckefuck und isst ein Stüllchen mit Marmelade. Erstes Frühstück.

Seine Mutter legt alles bereit, was sie mitnehmen müssen: den selbstgenähten Turnbeutel, die Brotdose, das kleine Handtuch für Karlchen. Für sich eine große Tasche.

Sie müssen gleich los. Karlchen ist meistens der Erste im Kindergarten. Die anderen Kinder kommen erst zum späten Frühstück.

Aber die Frau Else, die ihn morgens empfängt, die ist nett. Die kann er gut leiden. Die weiß so schöne Rätsel.

Karlchens Mutter arbeitet als Laborantin in einer kleinen Chemieabteilung. Karl ist mächtig stolz auf sie.

Abends, wenn er schon im Bett liegt, sitzt sie noch lange über den Büchern. Sie will das Abitur nachholen und später vielleicht Chemie studieren.

Wenn Karl ihr zusieht, wie sie Buchstaben und Zeichen auf das Papier setzt, drückt sie ihn manchmal, gibt ihm einen dicken Kuss auf die Stirn und sagt: „Mach was aus dir, mein Junge.“

Dann hat Karl das Gefühl, dass er alles schaffen kann. Alles, was er nur will.

„Während Karl seinen Muckefuck trinkt, fällt anderswo ein Leben in sich zusammen.“

Als die Russen Gustav holen, ist es früh am Morgen. Hedwig steht schon in der Küche, Schürze umgebunden, die Hände im Teig.

Sie hört die Schritte im Flur. Das Klopfen, das keine Frage ist.

Gustav wischt sich die Hände an der Hose ab, zieht die Jacke an, ohne sie anzusehen. Der Offizier sagt nur: „Die Eiche auf dem Schulhof ist ein Zeichen.“ Ein Zeichen wofür, sagt er nicht.

Das reicht für den Schuldirektor.

Die Tür fällt zu. Hedwig bleibt stehen, die Hand auf der Tischkante. Der Raum ist still, als müsste etwas nachkommen, das nicht kommt. Dann stellt sie die Kanne vom Herd. -- Sie ruft die Kinder, sagt: „Ihr kommt zu spät.“ Mehr nicht.

In den Tagen danach wird Hedwig schmäler. Nicht im Körper — im Blick. Sie sieht nur noch, was getan werden muss:
Holz holen. Wasser tragen. Kinder versorgen. Arbeit suchen. Überleben. Ein Tag wie der nächste. Ohne Richtung.

Nichts ändert sich.

Sie trifft die Entscheidung, die niemand für sie trifft: Raus aus der Stadt. Raus aus der Sichtbarkeit. Raus aus der Zone, in der man Fragen stellt.

Auf dem Land gibt es Arbeit bei der Post. Ordnung. Regeln. Ein Gehalt, das kommt, wenn man tut, was verlangt wird. Das ist genug.

Die Kinder — Evchen, Arthur, Horst — lernen schnell, dass Hedwig keine Zeit für Erklärungen hat.

Wenn sie Unsinn machen, schickt sie sie in den Garten, Brennnesseln holen. „Hosen runter“, sagt sie dann. Nicht böse. Nicht wütend. Nur konsequent. Eine Erziehung, die nicht aus dem Herzen kommt, sondern aus der Not.

Hedwig ist nicht hart, weil sie will. Sie ist hart, weil die Zeit es verlangt. Und nach Gustav verlangt sie es doppelt.

Sie spricht nie über ihn. Nicht aus Kälte. Aus Selbstschutz.

Wer über einen Toten spricht, macht ihn wieder lebendig — und das kann sie sich nicht leisten.

Karl sitzt auf der Bank im Garderobenflur und wartet, bis Frau Else die Tür aufschließt. Er kennt den Flur.

Er kennt die Haken. Er kennt die Jacken der anderen Kinder, sogar die, die nach Hund riechen. Nichts daran ist neu.

Neu ist nur der Gedanke, der ihm heute früh nicht aus dem Kopf geht.

Er zählt die Mamas in seiner Gruppe. Nicht alle — nur die, die arbeiten.

Es sind zwei. Gustavs Mama ist Schaffnerin. Das versteht er. Die fährt den ganzen Tag herum, da muss man arbeiten.

Seine eigene Mama ist Laborantin. Das versteht er auch.

Die macht wichtige Sachen mit Flüssigkeiten und Zahlen und Abendschule.

Aber die anderen Mamas? Die kommen mittags. Oder bringen Kuchen. Oder sagen, sie hätten „zu tun“, was immer das heißt.

Karl fragt Doris. Doris sagt: „Meine Mama muss nicht arbeiten. Ich hab doch die kleine Schwester.“ Das leuchtet ein.
Ein Baby ist wie Arbeit, nur kleiner.

Dann fragt er Dieter. Dieter sagt: „Mein Papa arbeitet. Das reicht.“ Karl nickt, aber nur außen. Innen stimmt etwas nicht.

Er denkt weiter. Wenn der Papa arbeitet, muss die Mama nicht arbeiten. Wenn es keinen Papa gibt, muss die Mama arbeiten. Das ist eine Regel. Eine, die niemand aufgeschrieben hat, aber die stimmt.

Gustav hat keinen Papa. Er auch nicht.

Karl findet das ungerecht. Nicht nur, weil er keinen Papa hat. Sondern weil seine Mama manchmal so blass aussieht, wenn sie abends lernt. Er denkt: Wenn er groß ist, soll das anders sein. Er weiß noch nicht wie. Aber anders.

Evchen ist die Älteste. Sie studiert Pädagogik, später unterrichtet sie Deutsch und Geografie. Sie liebt ihren Beruf.
Literatur ist ihr Zuhause. Sie stellt Fragen, die Menschen öffnen. Vielleicht, weil sie selbst offen ist.

Arthur lernt nicht so leicht wie sie. Das treibt ihn an. In den Naturwissenschaften findet er einen Ort, an dem er nicht Evchens kleiner Bruder ist.

Evchens Leichtigkeit, Arthurs Anstrengung. Zwischen ihnen liegt etwas, das manchmal laut wird.

Horst, der Jüngste, steht daneben. Er sieht die Reibung, ohne sie zu verstehen. Oder er versteht sie gerade deshalb.
Er entwickelt ein eigenes Lachen, eine gutmütige Art von Humor. Später fährt er Traktor in der LPG. Mehr braucht er nicht.

Marie-Luise stammt aus einer brandenburgischen Bauernfamilie. Sie ist die älteste von zehn Kindern. Die Nähe zu Berlin ermöglicht ihr eine Ausbildung im Lette-Verein. Dort lernt sie, einen Haushalt zu führen – und weit mehr.

Mit Anfang zwanzig legt sie die Grundlagen für eine eigene, unabhängige Existenz.

Aber es kommt anders.

Sie lernt Arthur kennen, den jungen angehenden Apotheker, der sich eine traditionelle Ehe vorstellt. Bald wird sie schwanger sein.

Sie ist beeindruckt von seiner Zielstrebigkeit, von seinem Wissen. Sie spürt, dass sie mit ihm in einen sicheren Hafen einlaufen kann, der die Mühsal und Enge ihrer Herkunft mildert.

Arthur ist ein Aufstiegsversprechen.

Rosas Vater besorgt ihr eine Lehrstelle im Lebensmittelgeschäft der Kaufmannsfamilie Brüning in der kleinen Stadt.

Da zieht sie nun ohne Schulabschluss ins erste Lehrjahr ein: für Kost, Logis und ein kleines Taschengeld. Der Tag ist lang. Nach Geschäftsschluss wird gemeinsam zu Abend gegessen, und die Lehrlinge müssen danach abwaschen.

Es gibt noch einen anderen Lehrling, Rudolf. Er ist im dritten Lehrjahr und hofft, bald als Geselle im Geschäft seiner Eltern anfangen zu können. Mit ihm versteht sich Rosa gut.

Alles in allem gefällt es ihr hier. Sie ist flink, freundlich zur Kundschaft und darf sogar schon an die Kasse.

Doch mit Erstaunen sieht sie, wie der Chef die Waage manipuliert, den Finger am Rand. Er knausert mit jedem Gramm, als ginge es um sein Leben.

Das gab's bei ihrem Vater nicht.

Ende 1946 erwischt ihn der Typhus. Es steht für Hans auf Messers Schneide.

Otto und Anna bangen. Sie wollen doch jetzt, nachdem alle den Krieg überstanden haben, nicht wieder einen Sohn verlieren.

Otto hat gut für den Winter vorgesorgt. Er hat größere Mengen Kartoffeln eingekellert. Die sollen helfen, wenn der Hunger am stärksten werden sollte.

Anna sieht, dass der Junge immer mehr an Gewicht verliert. Er wiegt ja kaum noch und muss doch zu Kräften kommen.

So geht sie jeden Tag in den Keller und kocht für ihn Kartoffeln.

Beim nächsten Kellergang ist Otto entsetzt – der Kartoffelberg ist fast aufgebraucht – aber sie haben seinem Sohn das Leben gerettet.

Endlich ist Elisabeth zurück aus dem Norden. Sie beginnt in der kleinen Stadt eine Lehre als Floristin. Rosa und sie sind wieder zusammen. Sie wohnen bei der alten Schulzen, einer älteren Witwe in der Kirchgasse.

Sie hat für die Beiden ihr Schlafzimmer geräumt, denn sie ist auf die kleine Miete angewiesen. Es sind Zeiten, in denen jeder sehen muss, wie er irgendwie zurechtkommt.

Sie mag die beiden jungen Mädchen. Sie sind immer höflich. Immer freundlich. Und manchmal lädt sie sie an ihren Küchentisch, und dann schwatzen sie zusammen über die Zukunft – was jeder sich so erträumt in nächster Zeit.

Elisabeth träumt davon, eine fantasievolle Floristin zu werden, denn ihre Chefin ist schon älter und ziemlich einfallslos.

Mutter Schulze träumt von einem Keller voller Kohlen, dass sie nicht so frieren muss, wie im letzten Winter.

Und Rosa träumt davon im Geschäft ihres Vaters als Verkäuferin zu stehen – Brüning sei für sie nur ein Übergang.

Ende 1947 schließt Hans seine Lehre ab: Er ist jetzt Geselle im Buchdruck und im Schriftsatz.

Hans sitzt in der Druckerei am Puls der Zeit, der auch seiner ist: Die junge Generation - sie hat überlebt und will jetzt leben. Sie wollen etwas Neues schaffen und endlich jung sein dürfen.

Die Unterhaltungslokale schießen aus dem Boden wie Pilze. Die ersten bunten Plakate prangen an den Trümmern und laden zu Tanz und Unterhaltung.

Hans bekommt alles mit. Er druckt die Ankündigungen. Meistens im A2 Format und einfarbig in roter Schrift – damit die Veranstaltung und der Termin weithin sichtbar und lesbar sind.

Er weiß bestens Bescheid über das WAS, WO und WANN.

Im Anker am Kanal findet die diesjährige große Silvester-Sause statt. Das Lokal hat keinen guten Ruf.

Unter dem Jahr legen hier die Binnen- und Flussschiffer an. Sie gelten als trinkfest und nicht zimperlich. Doch jetzt ist alles anders. Die Schifffahrt ruht. Die Kanäle sind zugefroren.

Für den Abend hat sich eine fünfköpfige Band angesagt. Sie wird dem Saal einheizen. Und über allem liegt die Hoffnung auf ein besseres neues Jahr — wie immer, wenn die Zeiten düster sind.

Hans hat seinen Gesellenbrief in der Tasche. Er will um Mitternacht mit ein paar Freunden anstoßen — auf die Zukunft.

Da entdeckt er im Gewühl ein kleines dunkelhaariges Mädchen: Rosa. Er ist fast achtzehn und sie fast siebzehn. Die beiden tanzen manche Runde. Es wird ein folgenreicher Abend sein.

Es beginnt die Zeit der kleinen Aufmerksamkeiten. Hans schenkt ihr eine Brosche.

Rosa schenkt ihm ein Bild von sich. Auf die Rückseite schreibt sie:

„Meine Augen sind für alle, mein Herz schlägt nur für dich, weil ich unter tausend anderen keinen so lieb hab wie dich.“

Er holt sie öfter zum Kino ab und steht deshalb spätestens um halb acht vor Brünings Tür.

Das ist den Geschäftsleuten nicht recht. Der Abwasch steht noch da. Was bildet sich ihr Lehrling eigentlich ein.

Und überhaupt: Kinokarten kosten Geld, und Rosa bekommt nur ein sehr kleines Taschengeld.

Die Atmosphäre im Laden hat sich verändert. Rudolf, der ältere Lehrling, ist als Ausgelernter gegangen. Brünings haben eine Verwandte als neuen Lehrling eingestellt.

Hermine steht unbeholfen im Laden, oft im Weg. Sie hat keine Erfahrung und sucht noch ihren Platz. Aber sie ist dem Chef sehr zugetan, und er bevorzugt sie. Rosa sieht das genau.

Zwei Tage später steht Hans abends um halb acht vor dem Laden. Er wartet schon eine Weile, als Herr Brüning die Tür öffnet und ihn mustert. Dann fordert er ihn auf, doch bitte woanders zu warten. Dieses Gebaren vor seiner Ladentür wolle er nicht.

Für Hans ist es genug. Er holt tief Luft und sagt ruhig: „Mein Herr, das hier ist Gehweg. Und der Acht-Stunden-Tag gilt auch für Sie.“

Das sitzt. Herr Brüning schluckt, wird puterrot und schließt unbeherrscht die Tür.

Kurz darauf kommt Rosa. Endlich Abend.

Am nächsten Morgen lässt der Chef Rosa zu sich kommen. In seinem Büro teilt er ihr mit, sie dürfe ab sofort nicht mehr an die Kasse.

Rosa errötet. Im ersten Moment versteht sie nicht, was er ihr da unterstellt. Laut sagt sie, sie könne nicht nachvollziehen, wie er zu dieser Ansicht komme. Die Kasse habe jeden Abend gestimmt. Und ehe er irgendwelche falschen Gedanken... ihr Freund sei bereits Geselle, er verdiene sein eigenes Geld.

Aber der Chef bleibt dabei.

Eine Schamröte überzieht ihr Gesicht — für etwas, das sie nie im Leben getan hätte.

Das bedeutet nichts weniger, als dass man sie der Unzuverlässigkeit, vielleicht sogar der Untreue bezichtigt, ohne dass sie sich wehren kann.

*Rosas Hände sind eiskalt.
Sie spürt die Fingerspitzen nicht,
nur den Druck des Türrahmens.
Der Geruch von Kernseife steigt ihr in die Nase,
scharf wie ein Schnitt.
Der Verkaufstisch ist noch kälter,
als sie ihn berührt.*

Als sie den Kopf hebt, sieht sie in Hermine's Gesicht ein kleines, maliziöses Lächeln. Da weiß sie, wem sie diesen Angriff zu verdanken hat.

Der Tag lastet schwer auf Rosa. Alle Fröhlichkeit scheint aus ihr verschwunden. Sie wirkt ernst und verstört.

Abends schickt sie Hans nach Hause. Sie fühlt sich müde. Sie kann nicht sprechen. Sie will in ihr Bett. Sie will auch nichts essen. Sie will nur weinen — die ganze Enttäuschung und Erbitterung hemmungslos aus sich herausweinen. Sie fühlt sich weidwund.

Da hilft auch Frau Schulzen heißer Tee nichts. Die alte Schulzen sieht, wie das Mädels leidet, und möchte helfen. Aber wie.

Elisabeth ist genauso ratlos. So aufgelöst hat sie ihre Schwester noch nie gesehen. Sie beschließt, den Vorfall am Wochenende den Eltern zu erzählen. Sie werden eine Lösung wissen.

Spät abends klopft die alte Schulzen noch einmal an die Tür. „Rosa, ich wollte sehen, wie es dir geht. Du wirst vielleicht nicht so gut schlafen können — dann überleg dir einfach, was du morgen anziehen wirst.“

Etwas, in dem du dich wohlfühlst. Etwas, das dich schützt. Denn du stehst morgen wieder im Geschäft.“

Die Schulzen hatte recht. Rosa steht fester auf den Füßen als gestern.

Sie zieht sich am Morgen sehr sorgfältig an: den dunkelblauen Rock, die weiße Bluse, die flachen Schuhe.

Elisabeth hilft mit ein wenig Puder nach, damit die verweinten Augen nicht auffallen.

Sie betritt den Laden mit einem knappen Gruß, ohne die helle Freundlichkeit von sonst. Sie spricht nur das Nötigste.

Ein Kunde merkt es: „Na, Fräulein Rosa, heute in Moll. Nehmen Sie den Liebeskummer nicht so schwer, der vergeht.“

Rosa beißt die Zähne zusammen.

Abends steht Hans vor der Tür. Er braucht keine Worte, um zu zeigen, dass er Bescheid weiß. Rosa hat den Tag geschafft.

Aber sie kann noch immer nicht denken, nicht erklären. Sie sagt ihm nur die Tatsache. Kein Warum. Kein Satz mehr. Mehr bringt sie nicht heraus.

Hans hat den Chef erlebt. Es passt ins Bild.

Er sieht Rosa lange an, bevor er etwas sagt. Er lädt sie ein zu sich nach Hause. Seine Eltern sollen sie kennenlernen.

Er denkt an mehr, sagt es aber nicht. Mit einundzwanzig erst wären sie unabhängig.

Rosa sieht schon zum dritten Mal nach, ob ihr Kleid richtig sitzt. Sie soll Hans' Eltern kennenlernen.

Über Elisabeth besorgt sie einen kleinen Veilchenstrauß; so früh im Jahr sind Blumen noch selten. Er wirkt wie eine Kostbarkeit. Ihre Schwester kann wirklich etwas.

Am Sonntagnachmittag ist es so weit. Rosa sieht in ihrem neuen hellgrauen Kleid wundervoll aus — schlicht, und doch mit einem gewissen ...

Anna nimmt Rosa einfach in den Arm zur Begrüßung. Rosa ist überrascht. Sie fühlt sich wärmer empfangen als bei ihrer eigenen Mutter.

Und Otto läuft zur Hochform auf. Er schmiert der kleinen Person ein Butterbrot mit Marmelade, das besser schmeckt als jeder Kuchen, den es ohnehin nicht gibt.

Otto redet mit ihr, als kenne er sie schon lange. Und Anna sieht Rosa an, als habe sie auf sie gewartet.

Rosa lächelt zum ersten Mal seit Tagen. Alles hier wirkt schlicht und warm.

Rosa und Hans fahren am Sonntagnachmittag zu Rosas Eltern. Rosa möchte Hans vorstellen. Und sie hat angedeutet, dass sie mit ihnen reden will.

Käthe hat die Kaffeetafel in der Küche gedeckt.

Das Fenster steht weit offen. Die Sommersonne wärmt den Raum. Das Gespräch plätschert ohne Ziel. Hans traut sich nicht, seine feuchten Hände an den Hosenbeinen abzuwischen. Er legt sie ineinander, damit sie irgendwo sind.

Rosa steht plötzlich auf und sagt diesen einen Satz: „Wenn ihr der Heirat nicht zustimmt, werde ich gehen.“

Ihr Vater sieht sie lange an. Käthe sucht erschrocken seinen Blick.

Rosa steht noch immer. Sie wartet auf eine Antwort. Hans stellt sich neben sie. Damit steht der Satz unausweichlich im Raum.

Vater Hans holt die Zigarren vom Schrank. Er bietet dem jungen Hans eine an. Er kann sie unmöglich ablehnen.

Käthe schenkt Kaffee nach, und alle sitzen wieder.

Der erste Zug brennt. Der Rauch steigt zur Decke, aber Hans' Atem stockt. Er ist den starken Tabak nicht gewöhnt.

Ein leichter Schwindel. Schweiß auf der Stirn. Vater Hansens Blick.

Eine lange Pause.

Am Ende legt Vater Hans fest, dass Rosa die Lehre bei Brünings ohne Abschluss beendet und bei Frau Burjan noch ein Jahr nähen lernt. – Man muss praktisch sein im Leben.

Endlich ist das Warten vorbei. Am 27. August 1949 heiraten Hans und Rosa mit der Erlaubnis beider Elternpaare feierlich in der kleinen Kirche in Rosas Dorf.

In ihrem langen weißen Kleid und den weißen Rosen im Arm sieht Rosa neben Hans strahlend aus.

Für Rosa fühlt sich der Tag wie ein Sieg an. Und trotzdem zieht sich ihr Herz zusammen, als könnte jeden Augenblick etwas zerbrechen.

*Unter dem Rosenstrauß zittern ihre Hände —
unsichtbar für alle,
nur für sie spürbar.*

Die Eltern und Schwiegereltern sind an diesem Tag besonders wohlwollend und freundlich zueinander. Otto reicht Käthe charmant die Hand zur Begrüßung. Hans umarmt Anna leicht. Ansonsten haben sie nicht viel gemein — keinen gemeinsamen Horizont, keine gemeinsamen Erinnerungen.

Die Milieus sind zu unterschiedlich. Der Dünkel sitzt zu tief. Sie werden sich danach nie mehr begegnen.

Das junge Paar wohnt nun in einem abgetrennten Zimmer in der Zwei-Zimmer-Wohnung von Hans und Käthe.

Tagsüber ist Rosa bei Frau Burjan und schneidert ihr erstes Kostüm. Und der junge Hans fährt jeden Morgen sieben Kilometer mit dem Rad zur Arbeit — bei Wind und Wetter, bei Eis und Schnee.

Jeden Morgen um halb sechs ist die Nacht vorbei.

Rosas Schwangerschaft verläuft gut. Sie fühlt sich stark, und beide freuen sich auf das Kind. Sie ist überzeugt, dass es ein Junge wird — mit einer Selbstverständlichkeit, die schmerzt.

Die Zeiten sind instabil. Manchmal riecht es schon wieder nach Krieg, nach Umsturz, nach Unruhe. Deshalb will Rosa, egal was auch immer passieren mag, etwas behalten, wenn Hans vielleicht weg muss. Etwas, das ihr bleibt.

Sie wischt abends noch die Küche. Dann geht es los. Gegen zehn holt Hans die Hebamme aus dem Bett.

Sie sieht sofort, dass es schwierig wird, und holt einen Arzt dazu. Um Mitternacht entscheidet er: Sie muss ins Krankenhaus.

Rosa ist nicht mehr bei Bewusstsein.

Am 14. Juli 1950 kommt die kleine Ella zur Welt. Unter Eklampsie.

Die Ärzte sagen Hans: „Das Kind ist gesund. Ob die Frau überleben wird, ist nicht gewiss.“ Ein Schock.

Rosa ist noch immer nicht bei Bewusstsein.

Hans' Körper reagiert, bevor er denken kann.

Hans' Rücken brennt.

Dann friert er.

Ein Wechsel, der ihn schüttelt wie Fieber.

Er hält sich am Metallrahmen des

Krankenhausbetts fest, als müsste er sonst umfallen.

Die Luft riecht nach Desinfektion.

Er hört seinen eigenen Atem zu laut.

Hans bezieht im Krankenhaus ein Bett. Tagsüber Arbeit, nachts bei Rosa. Seine Rosa, die nicht wach wird, als wolle sie für immer schlafen.

Am Tage teilen sich die Mütter, Käthe und Anna, den Platz an Rosas Bett.

Es ist zum Verzweifeln.

Nach sieben nicht enden wollenden Tagen öffnet Rosa die Augen. Sie sagen ihr, dass sie ein Mädchen geboren hat. Da lacht Rosa und sagt: „Das macht nichts, dann wird es beim nächsten Mal ein Junge.“

Die Ärzte untersagen dem jungen Paar eine weitere Schwangerschaft. Das Risiko wäre zu hoch.

Sie hatte einfach Glück, die Rosa — und die kleine Ella auch.

Die junge Familie bleibt bei Käthe und Hans wohnen. Es wird Herbst, es wird Winter. Ella brüllt nicht nur aus Hunger. Rosa ist ratlos, und ihre Mutter Käthe auch. Eine ältere Frau rät Rosa, eine Wärmflasche ins Bettchen zu legen.

Ella ist einfach nur kalt. Und dann kriegt sie Zähne — und brüllt wieder.

Die Großeltern kriegen nachts kein Auge zu. Rosa und Hans im Dauerstress zwischen Dämmern und Ella-Tragen.

Für Hans ist es am schwersten. Er muss jeden Morgen um sechs raus — mit dem Fahrrad zur Arbeit, mit kaum einer Mütze Schlaf.

So geht das nicht weiter.

Als auf dem Betriebsgelände das ehemalige Bürohäuschen frei wird, bekommen Rosa, Hans und Ella ihre erste eigene Wohnung.

Ein kleiner Steinblock mit zwei Zimmern, Küche und Speisekammer — Klo nebenan für alle Mitarbeiter der Druckerei, und eins für Privat. Was für ein Luxus.

Rosa und Hans tapezieren die Räume und streichen die Türen. Hans bringt die erste selbst gekaufte neue Lampe in der Küche an. Sie ziehen ein mit den gebrauchten Möbeln aus der Verwandtschaft, mit Ellas Kinderbett, mit Tisch und Stuhl und Schrank.

Rosa arbeitet stundenweise von zu Hause aus. Sie hilft in der Druckerei. Immer wenn Ella schläft oder in ihrem Ställchen spielt, falzt Rosa Papiere und bereitet Blöcke vor. So bessert sie die Haushaltskasse ein wenig auf.

Hans verdient für seine Zunft ein gutes Gehalt, aber es ist ein Unterschied, davon allein zu leben oder drei hungrige Mäuler zu stopfen. Und Rosa sieht sofort, dass sie ewig brauchen würden für neue Anschaffungen, wenn sie nicht mitarbeitet.

Aber Ella ist noch zu klein.

Im Winter friert es Stein und Bein. Morgens blühen an den einfachen Fenstern ganze Gärten voller Eisblumen. Dann haucht Rosa ein Guckloch hinein, damit Ella sehen kann.

Ein Hof zwischen grauen Häusern. Der Wind riecht nach Kohle und feuchtem Holz.

Karl steht mit einem alten Fahrrad da, das nicht ihm gehört. Es ist Gustavs Rad, und es fährt nicht mehr. Der Rahmen ist schief, die Kette hängt wie ein müder Faden.

Gustav sagt: „Lass es. Mein Onkel meint, das lohnt nicht.“ Karl: „Alles lohnt sich, wenn man's richtig macht.“

Er kniet sich hin, die Finger schon schwarz vom ersten Griff. Er weiß nicht viel, aber er weiß, dass Dinge wieder laufen können, wenn man sie versteht.

Gustav setzt sich auf die Treppe. „Warum reparierst du eigentlich immer alles?“ Karl zuckt mit den Schultern.

„Weil's sonst keiner macht.“ Ein Satz, viel zu groß für einen, der gerade mal dreizehn ist.

Er zieht die Kette wieder auf das Ritzel, probiert, scheitert, probiert noch einmal. Dann plötzlich: ein leises Einrasten.

Ein Geräusch wie ein kleiner Sieg. Gustav staunt. „Wie hast du das gemacht?“ Karl: „Weiß nicht. Ich hab's einfach gesehen.“

Später, als er zur Mutter in die Küche kommt, sieht er ihre müden Augen. Sie lächelt trotzdem. Na, mein Junge. "Wieder was geschafft?"

Karl nickt. Er sagt nicht, was. Aber in ihm wächst ein stiller Stolz.

In den frühen Fünfzigern stehen Arthur und die Familie in der S-Bahn. Es ist Freitag Nachmittag. Er hat seinen kleinen Jungen auf dem Arm, denn die Leute stehen dicht gedrängt. Feierabendzeit. Marie-Luise lehnt sich ein wenig an ihn und hält sich mit einer Hand am Abteilgriff fest.

Da kommt plötzlich Bewegung in den kleinen Mann auf Arthurs Arm. Er reckt sein Füßchen stolz und sagt laut: „Guck mal, Onkel — die sind von Leiser.“ Und so sehen sie auch aus: ganz neu, ganz blank.

Nicht nur Marie-Luise hält den Atem an. Auch die Gespräche ringsum verstummen. Die beiden Herren vor Arthur sind Uniformierte der Schutzpolizei.

Die Bahn hält. Die beiden Vopos steigen aus. Ein kaum hörbares Aufatmen.

Und schon setzt das übliche Gemurmel wieder ein: Pläne fürs Wochenende, der letzte Kinobesuch, schnelle Verabredungen.

Als sie aussteigen, hält Arthur den Jungen etwas fester. Nicht aus Angst, eher aus einem Reflex, der aus der Zeit kommt. Man hält zusammen, wenn man nicht weiß, wer zuhört.

Draußen auf dem Bahnsteig ist die Luft kalt und riecht nach Metall. Marie-Luise richtet ihren Mantel, sagt nichts. Sie weiß, wie knapp es eben war, aber sie macht kein Drama daraus. Sie hat gelernt, dass man Stille manchmal braucht, um weiterzukommen.

Arthur setzt den Jungen ab. Der Kleine hüpfte sofort los, stolz auf seine neuen Schuhe, als hätte es die beiden Uniformierten nie gegeben.

Marie-Luise sieht ihm nach. „Er versteht das alles nicht“, sagt sie leise. Arthur nickt. „Soll er auch nicht.“

Sie gehen die Treppe hinunter, Schritt für Schritt, und für einen Moment wirkt die Stadt fast freundlich.

Bauarbeiter, Maschinen, laute Rufe. Mitte der fünfziger Jahre wird die Post gebaut. Sie grenzt unmittelbar an das Druckereigrundstück. Auf dem Hof ist jetzt immer etwas los. Für neugierige Kinderaugen ein Eldorado.

Rosa arbeitet neuerdings in einem winzigen Spirituosengeschäft im Souterrain, ein paar Stufen unter Straßenniveau. Wein, Schnaps, Zigaretten — und Rosa ist in ihrem Element.

Sie ist glücklich. Der Laden liegt auf der anderen Straßenseite ihrer Wohnung. Sie hat keinen weiten Weg und sie verdient ihr eigenes Geld. Vom ersten Gehalt kauft sie Bettwäsche und zwei neue Handtücher.

Der *KONSUM* hat sie mit Kussband genommen, denn zu dieser Zeit arbeiten noch nicht viele Frauen.

Und Ella soll lernen, mit anderen Kindern zu spielen.

Arthur hat eine kleine Apotheke in einer brandenburgischen Stadt übernommen. Die Familie ist inzwischen auf vier Personen angewachsen — er, Marie-Luise und die beiden Söhne Fred und Christian.

Sie bewohnen das schmale Haus am Markt, zusammen mit dem Collie Fury.

Arthur genießt es, am Sonntag in seinem Arbeitszimmer zu sitzen und ausgiebig die Zeitungen zu studieren.

Der Schreibtisch aus dunklem, fast schwarzem Holz wirkt ehrfurchtgebietend mit seinen riesigen Löwentatzen unter den Türen.

Er steht im hinteren Drittel des Raumes. Wer dahinter sitzt, nimmt eine mächtige Position ein. Wer davor sitzt, wirkt klein.

Aber heute macht Arthur es sich in den dicken weinroten Polstern der Sessel gemütlich.

Marie-Luise ist leise in die Tür geschlüpft, stellt eine Tasse Kaffee auf den Tisch und ist schon wieder weg.

Er hat noch bis gegen elf Uhr Zeit zum Lesen. Danach ist er mit Fred verabredet, der ihm sein neues Übungsstück am Flügel vorspielen soll.

Der Kleine geht noch nicht in die Schule. Aber er hat zweimal die Woche Unterricht bei seinem alten Lehrer, den er sehr mag.

Bei ihm ist alles leicht, wenn er ihm hilft, die neue Haydn-Sonate zu verstehen.

Herr Mengel kann lustig sein. Er erzählt ihm zu den Noten kleine Geschichten - wie die über das kleine F in Dur und F in Moll. Dann strengt sich Fred gleich noch mal so an. Das kann er verstehen.

Es ist Mittwochnachmittag. Marie-Luise ist aufgeregt.

Den frischen Apfelkuchen mit Mandelblättchen hat sie gerade zum Abkühlen aus dem Ofen geholt. Sie prüft ihn genau, denn der Boden darf nicht trocken sein. Deshalb hat sie heute zum ersten Mal den Quarkrührteig ausprobiert.

Die Jungs müssten gleich aus der Schule kommen. Der Suppentopf ist schon warm. Und am Nachmittag erwartet sie ihre Freundinnen zur großen Klatschrunde. Dafür ist der Kuchen — sie will immer etwas Überraschendes für die Damen.

Den Tisch festlich decken. Die neuen Porzellantassen mit Goldrand. Ach ja, ins Blumengeschäft muss sie noch. Und sich selbstverständlich umziehen.

Marie-Luise ist noch damit beschäftigt, sich in ihre neue Rolle als Frau Apotheker einzugewöhnen. Denn Frau Bäckermeister und Frau Medizinalrat halten auf Etikette.

Auch Fred weiß, dass heute Mittwoch ist. Denn immer muss er mittwochs, wenn die Damen da sind, ins Arbeitszimmer kommen — einen tiefen Diener machen, sich an den Flügel setzen und etwas vorspielen.

Er entscheidet sich dann immer für Stücke, die er schon flüssig spielen kann — aber er hasst diese Nachmittage mit der Inbrunst eines Siebenjährigen.

Kuscheln auf dem Sofa ist für Ella am Wochenende mit ihrem Papa das Größte. Er riecht gut, und man kann im Nebeneinanderliegen wunderbare Geschichten von Moffel und Boffel ausspinnen — das sind ihre besockten Füße.

„Hast du schon gehört, was Boffel erzählt.“ „Was denn, Papa.“ „Na, dass es gleich Essen gibt. Er hört schon das Tellerklappern.“

Aber irgendwann ist der Spaß vorbei. Im letzten Jahr vor der Schule muss Ella in den Kindergarten.

Heute Morgen ist alles anders. Die Mama hat es eilig, zu eilig, und reicht Ella durchs Fenster in den Kindergartenraum.

Noch bevor Ella richtig angekommen ist, flicht die junge Erzieherin zum dritten Mal ihren Zopf. Ella sieht das — und gleichzeitig alles andere: die Kinder mit den kleinen Scheren, die bunten Papiere, die Unruhe im Raum.

Aber sie kann nichts davon einordnen. Ihre drängendste Frage bleibt: Wo ist Frau Meyer, die sonst jeden Morgen hier steht?

Vor Ella liegt rotes Buntpapier und eine kleine Schere. Sie soll eine Tulpe ausschneiden. Die Schere klemmt, kratzt, ratzt über das Papier. Am Rand entstehen weiße Risse, ein Blütenblatt fehlt. Ella sieht sofort, dass die Blume nicht schön ist. Sie schämt sich.

Und da die Beschäftigung schon vorbei und der Raum laut wird, schiebt sie ihr Blatt unter die Abfälle. Sie hat es nicht geschafft. – Eine zweite Chance gibt es nicht.

Ella zieht sich zurück mit diesem dumpfen Gefühl in der Magengegend — dem Gefühl, nicht bestanden zu haben.

Beim Mittagessen im Speiseraum sieht Ella sehr ernst aus. Die Köchin sieht es. Sie verteilt den Pudding und lächelt Ella an, mit einem kleinen Zwinkern. Da muss Ella schmunzeln.

Abends ist das Licht zu hell. Ella kneift die Augen zusammen, während die Mama ihr die Haare kämmt. „Halt still“, sagt die Mama — nicht unfreundlich, aber in diesem Ton, der keine Fragen duldet. Ella hält still. Sie hält immer still.

Im Spiegel sieht sie ihr eigenes Gesicht, blass vom Tag, und dahinter das Gesicht der Mutter: müde, ungeduldig, schon halb im nächsten Gedanken. Ella weiß, dass sie jetzt nichts sagen darf. Sie weiß, dass die Mama es nicht hören könnte.

„Du bist wieder so verträumt“, sagt die Mama und zieht den Kamm ein wenig zu fest durch Ellas Haar. Ella zuckt nicht. Sie weiß, dass Zucken Ärger macht.

Sie denkt an die Tulpe, an die weißen Risse, an das fehlende Blütenblatt. Sie denkt an die Köchin, die sie angelächelt hat. Und plötzlich brennt ihr etwas in der Brust — ein Gefühl, das sagt: Ich bin falsch. Ich bin zu viel. Ich bin zu wenig.

Die Mama knipst das Licht aus. „Geh ins Bett“, sagt sie. Ella geht.

Im Dunkeln wartet Moffel schon, und Boffel liegt quer über dem Kissen. Ella legt sich dazwischen, ganz leise, und flüstert ihnen zu, was sie niemandem sagen kann:

*dass sie heute nicht bestanden hat,
dass sie morgen wieder arbeiten gehen muss,
dass sie nicht weiß, wie man richtig ist.*

Moffel sagt nichts. Boffel auch nicht. Aber sie sind da. Und das ist genug, um Ella endlich atmen zu lassen.

Arthur schließt die Vordertür der Apotheke ab, als es im hinteren Teil des Gartens einen Knall gibt. Zerbrochenes Glas.

Marie-Luise schreckt hoch. Sie hat gerade ein wenig vor sich hingedämmert. Sie muss sich zwischendurch immer ausruhen. Ihr Herz schlägt sehr schnell. Was ist passiert?

Die Jungen, Fred und Christian, stehen völlig verdattert vor dem Scherbenhaufen auf dem Gehweg. Ihr Ziel war doch, einen Zaubertrank zu erfinden, der sie unsichtbar macht. Das ist mächtig danebengegangen.

Arthur stürzt um die Hausecke. Für die beiden gibt es kein Entrinnen.

Er ist aufgebracht — doppelt. Diese große Apothekenflasche hatte er aussortiert und vergessen, vorschriftsmäßig zu entsorgen. Und er sieht sofort, was passiert ist: Reste von Schwefelsäure und Wasser haben Dämpfe und Hitze erzeugt.

Die Jungen sehen aus, als hätten sie den Leibhaftigen gesehen. Gut, dass nichts weiter passiert ist.

„Was ist euch denn eingefallen?“ herrscht er sie an.

Fred muss etwas sagen. Er ist der Ältere. Aber eigentlich hatte Christian die Idee. Also sagt er: „Die Flasche ist mir aus der Hand gerutscht.“ Und weil er weiß, dass er sie nicht hätte berühren dürfen, setzt er hinzu: „Es tut mir leid.“

Arthur duldet keine unkontrollierten Experimente. Er verhängt sofortigen Stubenarrest — das ganze Wochenende.

Später wird Marie-Luise ihnen das Abendbrot aufs Zimmer bringen, und heißen Tee. Sie wird versuchen, die beiden ein wenig zu trösten, denn sie ist unheimlich froh, dass nichts weiter passiert ist.

Noch später wird sie sich von Arthur anrängen lassen, dass die Jungen keine Extrawürste verdient haben. — Sie sieht ihn mit großen Augen an. Arthur ist still.

Marie-Luise hat die Tafel schon vorbereitet. Das gute Essservice mit Goldrand, das feine Besteck, die geschliffenen Weingläser, die sie sich erst vorletzte Woche vom Gesundbrunnen mitgebracht hat. Alles perfekt arrangiert.

Dazu die Schüsseln in verschiedenen Größen. Den passenden Weißwein hat sie schon kaltgestellt.

Sie schaut immer wieder zur Uhr.

*Ihr Herz schlägt zu schnell, ein kleiner Stoß
unter dem Brustbein.*

Der Mund ist trocken.

Sie nimmt einen Schluck Wasser.

*Die Herztabletten — in der Aufregung hat sie sie
vergessen.*

*Für einen Moment hält sie sich am Stuhl fest,
als müsse sie ihren Körper daran erinnern,
sich zu beruhigen.*

Mitten auf dem Tisch thront, diesmal zweckentfremdet, Oma Hedwigs seltene Suppenschüssel mit einem riesigen Bouquet aus Tulpen, Anemonen, Hyazinthen, Osterglocken und ein paar Birkenzweigen. Ihr Frühlingsgruß an die Abendgesellschaft.

Seit Stunden steht sie in der Küche, um ein französisches Ragout servieren zu können — ein Pilz-Sahne-Ragout mit Kalbfleisch. Dazu Croquetten. Und als Nachspeise Vanilleeis auf Melba.

Arthur hat heute Morgen gesagt, dass dieses Essen wichtig ist: der Medizinalrat und Gattin, Freds Klavierlehrer Herr Mengel, der meist nicht lange bleibt, und der Bankdirektor von gegenüber mit seiner reizenden jungen Frau, neu in der Stadt. Und er hat noch etwas von einem neuen Kreditrahmen geschnuschelt. Dann war er aus der Tür.

Marie-Luise richtet es so ein, dass die Jungen ihr Abendessen heute in der Küche einnehmen. Natürlich nicht pompös, sondern Schnittchen mit verschiedenen Käsesorten, mit Streifen von frischer Gurke und Paprika. Das mögen sie.

Und das Vanilleeis mit Pfirsich gibt es als Entschädigung.

Die Teller sind geleert. Das Dessert verputzt. Marie-Luise räumt lächelnd das Geschirr ab und bereitet den Kaffee für den Abschluss des Abends.

Die Herren und Damen wechseln ins Herrenzimmer hinüber. Herr Mengel ist längst zu Hause. Arthur wirft sich in die Brust. Er öffnet für die Damen die Bonboniere.

Die Gäste loben das Essen und sind entzückt von den Kochkünsten seiner Frau. Sie sind begeistert von der kleinen, schmalen Marie-Luise als Gastgeberin. Und Arthur ist stolz — er denkt: „Das ist meine Frau.“ Er nimmt das Lob als Auszeichnung für seine gute Wahl. „Wir geben uns Mühe“, sagt er bescheiden.

Marie-Luise kommt lächelnd mit dem Kaffee-Tablett ins Herrenzimmer. Die letzten Zigaretten werden gereicht. Die Luft wird langsam dicker. Sie öffnet das Fenster einen Spalt und lässt frische Abendluft hinein.

Später, als alle Gäste gegangen sind, und sie für heute die Küchentür einfach geschlossen hat, merkt sie, wie müde sie ist. Ihr Herz schlägt wieder schnell.

Arthur setzt sich neben sie. Er streichelt ihre Hand. Er ist angetan von diesem Abend, der ihm möglicherweise neue Türen öffnet. „Du warst wunderbar heute Abend“, sagt er.

Ein goldenes Kettchen legt er ihr in den Schoß — ein Geschenk, das nicht wirklich ein Geschenk ist, sondern eher ein Lohn.

Das Kettchen liegt in ihrer Hand.

*Ein dünner Goldfaden,
doch er zieht schwer an ihrem Handgelenk.
Ihre Finger zittern leicht,
nicht vor Rührung,
sondern vor Müdigkeit.
Sie lächelt, wie sie immer lächelt.
Aber in ihrer Brust zieht sich etwas zusammen,
ein kleiner, stummer Druck,
der sagt, dass etwas nicht stimmt —
ohne dass sie den Gedanken zulässt.*

Neun Monate später wird der dritte Sohn, Fabien, geboren — ein Nachzügler.

Es ist Wochenende. Rosa und Hans wollen endlich wieder einmal tanzen gehen. Hans hat Eintrittskarten für den Frühlingsball im „Löwenkopf“ besorgt. Die vergangenen Wochen waren stressig und vollgestopft mit Verpflichtungen.

Jetzt nehmen sie sich Zeit für sich.

Rosa hat ihr neues Brokatkleid rausgelegt und die weißen Schuhe mit Spitze und Absatz. Ella sitzt beim Abendbrot und beobachtet alles gespannt: die Mama mit Lockenwicklern im Haar, der Papa mit Rasierschaum im Gesicht. Ella lacht — und schwups hat sie selbst einen Klecks auf der Nase.

Als Ella endlich im Bett ist, gehen die zwei in ihren Abend. Aber es kommt anders.

Der Saal ist proppenvoll. Ein Gedränge auf der Tanzfläche. Ein Mann mit Fliege fordert Rosa zum Tanzen auf. Hans sieht, wie er sie ansieht. Er spült seinen Ärger mit einem Doppelten runter. Und weil man auf einem Bein nicht stehen kann, folgt ein zweiter.

Als Rosa zurückkommt, ist die Stimmung futsch. Es ist viel zu laut. Sie geht zur Toilette. Als sie wiederkommt, wird sie erneut aufgefordert. Hans sitzt an der Bar fest.

Auf dem Nachhauseweg streiten sie. Rosa wirft Hans seine kindische Eifersucht vor. Hans greift in ihre Kette. Sie reißt. Die Kügelchen hüpfen eine nach der anderen über das Straßenpflaster.

Hans schläft auf dem Sofa. Rosa und Ella im Ehebett. Ella schläft friedlich.

Am nächsten Morgen packt Rosa ein paar Sachen. Sie bringt Ella zu Anna und Otto. Sie selbst zieht zu einer Freundin und überlegt die Scheidung.

Am Abend steht Hans vor der Tür. Er will reden. Rosa will die Trennung — aber sie will Ella mitnehmen.

Hans holt tief Luft. Auf Ella verzichten? Nie im Leben.

Sie streiten wie die Kutscher. Vor allem um Ella.

Zum Schluss sagt Hans: „Wenn du gehen willst, bitte. Aber Ella bleibt.“

Und Rosa sieht ein, dass es so nicht gehen wird — dass sie sich verdammt noch mal zusammenraufen müssen — dass sie beide Verantwortung tragen.

Rosa hat ihren kleinen Spirituosenladen schließen müssen. Der Konsum musste das Grundstück zurückgeben.

Ihre nächste Aufgabe beim KONSUM wird der Landhandel sein — die Gemischtwarenabteilung auf Rädern übers Land.

Wenn sie morgens zu dritt oder viert mit dem LKW am Landgasthof eines Dorfes ankommen, wird zuerst die Ware ausgepackt: Töpfe, Pfannen, Kittelschürzen, Unterwäsche, Nachthemden, Nähgarne, Stopfwole, Strümpfe — was fehlt: Gartenschlauch und Werkzeug.

Die alte Matthes kocht morgens riesige Thermoskannen Kaffee für alle. Elvis, der Kraftfahrer, muss sich um ein Ersatzteil für seinen LKW kümmern. Er hofft auf den LPG-Hof hier, weil er zum Feierabend nicht zwischen hier und der Stadt liegen bleiben will.

Rosa und die Frauen haben alle Hände voll zu tun, auf langen Tischen die Ware übersichtlich auszubreiten. Ab neun beginnt der Verkauf bis sechzehn Uhr. Der Kraftfahrer kümmert sich in der Zeit um sein Fahrzeug oder hilft beim Ein- und Auspacken.

Gegen Mittag ist es schön voll im Landgasthaus — nicht nur wegen des Mittagstisches, sondern wegen dieser einzigen Einkaufsmöglichkeit auf den Dörfern weit und breit.

Rosa ist für dieses Sammelsurium verantwortlich. Sie vergleicht immer wieder den Warenbestand anhand der Listen.

In der warmen Jahreszeit ist diese Arbeit leicht, fast wie ein Kinderspiel — aber im Winter, wenn es kalt ist.

Dann nimmt der Fahrer extra Paletten mit, auf denen die Frauen stehen können, in dicken Wattejacken und Filzstiefeln. Und die alte Matthes kocht dann Grog, weil die großen Säle trotz Kanonenofen kalt bleiben.

Rosa liebt diesen Wanderzirkus. Es fühlt sich an wie eine Mischung aus quirliger Freiheit und präziser Ordnung.

Die Söhne des Druckereichefs sind Ellas Spielfreunde im Garten hinter dem Häuschen — wobei eigentlich nur Wolfgang, der ein Jahr älter ist.

Sie bauen an die Grotte aus Steinen einen Schiffsbug und umsegeln damit die ganze Welt. Sie erleben die buntesten Abenteuer auf hoher See. Mit Meerungeheuern und fremden Lebewesen. Ella liebt diese wilden Phantasiespiele bei Indianern und Eskimos.

Sie klaut ihrem Vater ein paar Zigaretten, damit die Friedenspfeife echt ist.

Und wenn sie und Wolfgang streiten und er sie bis aufs Blut reizt, dann hat sie ihn schon mal geohrfeigt. Um dann sehr schnell zu starten, hin zu den großen Druckereifenstern — weil sie genau weiß, dass er sich nicht traut, sie vor seinem und ihrem Vater zu schlagen.

Aber getobt hat er neben ihr. Am nächsten Tag war alles vergessen.

Der Moment, in dem die Welt sich zeigt.

Ein Klassenzimmer, das nach Kreide riecht. Die Fenster stehen offen, aber die Luft bleibt schwer. Herr Böttcher schreibt Formeln an die Tafel. Ein Mann, der Ordnung liebt. Ordnung im Heft, Ordnung im Kopf, Ordnung im Leben.

Karl sitzt in der dritten Reihe, das Heft offen, der Stift bereit. Er hat gestern Abend lange gelesen — nicht, weil er musste, sondern weil er wollte. Er hat etwas verstanden, das über den Stoff hinausgeht. Etwas, das ihn elektrisiert.

Herr Böttcher: „So. Wer kann mir sagen, warum die Lösung so aussieht?“

Karl hebt die Hand. Nicht zögerlich. Nicht drängend. Einfach selbstverständlich.

Herr Böttcher nickt. „Ja, Karl?“

Karl steht auf. Er erklärt. Er erklärt gut. Er erklärt zu gut.

Er erklärt den gesamten Komplex, weit über das Beispiel im Schulbuch hinaus. Er zeigt, dass er nicht auswendig lernt, sondern versteht. Ein paar Schüler verdrehen die Augen. Gustav lächelt stolz.

Herr Böttcher ist irritiert. Er unterbricht ihn: „Das reicht jetzt, Karl. Setz dich.“

Karl stockt. Er hat doch nur erklärt. Er hat doch nur zeigen wollen, dass er es verstanden hat. Er setzt sich. Langsam.

Herr Böttcher schreibt weiter. Dann sagt er, ohne sich umzudrehen: „Karl... du musst nicht immer alles gleich wissen. Manchmal ist es besser, wenn man Schritt für Schritt geht.“

Der Satz trifft den Jungen wie ein kalter Luftzug.

Er schaut auf sein Heft. Auf die Formeln, die er liebt. Auf die Linien, die für ihn Sinn ergeben. Er spürt zum ersten Mal: Wissen kann stören. Wissen kann Grenzen berühren, die nichts mit Logik zu tun haben.

Nach der Stunde bleibt er kurz stehen. Er will fragen, warum. Er will verstehen, was er falsch gemacht hat.

Aber Herr Böttcher sagt nur: „Karl... du bist ein guter Junge. Aber du musst realistisch bleiben. Nicht jeder Weg ist für jeden.“

In seinem Kopf läuft ein anderer Film: Arbeiterkind. Alleinerziehende Mutter. Schwierige Verhältnisse. Da muss man Grenzen setzen — zum Schutz. Aber das sagt er nicht.

Karl nickt. Er versteht kein Wort. Und genau deshalb tut es weh.

Auf dem Heimweg denkt er: „Ich muss mehr wissen. Dann kann mir niemand mehr sagen, wieviel ich wissen darf.“

Ein stiller Schwur. Ein innerer Motor. Ein Irrtum, der sich wie Hoffnung anfühlt.

„Junge Mechanikerbrigade 12“. Sommer 1959, früh am Morgen, hinter dem LIW.

Der Beton noch kühl, der Tag schon versprochen heiß.

Rudi „Funke“ sitzt auf einer umgedrehten Werkzeugkiste und klopft mit einem Schraubenschlüssel einen Rhythmus, der niemandem gefällt außer ihm selbst.

Lotte zieht sich die Haare in den Nacken, ein dünner Ölfilm auf den Fingern.

Mischa steht wie immer ein bisschen abseits, die Hände tief in den Hosentaschen, als müsste er sie festhalten.

„Alter“ Paul raucht, obwohl es verboten ist.

Dann kommt Karl. Er trägt das FDJ-Hemd, frisch gewaschen, die Knöpfe ordentlich. Unter dem Arm das Heft: *Grundfragen des Marxismus-Leninismus*.

Karl: „Genossen, heute schaffen wir’s. Die Pumpe läuft bis Mittag. Meister Krüger will’s sehen.“

Rudi grinst. „Wenn sie wieder nicht läuft, sagst du ihr einfach, sie soll sich an die klassenlose Gesellschaft halten.“

Lotte verdreht die Augen, aber sie lächelt. „Rudi, halt die Klappe. Karl, wo fangen wir an?“

„Beim Rückschlagventil. Wenn das dicht ist, kriegen wir Druck auf die Leitung.“

Mischa nickt. Er sagt selten etwas, aber wenn Karl spricht, hört er zu, als wäre das die Richtschnur.

„Alter“ Paul bläst Rauch aus. „Junge, du redest wie einer, der schon Ingenieur ist.“

Karl wird rot. Nicht vor Scham — vor Stolz.

Meister Krüger taucht auf, die Hände auf dem Rücken, der Blick streng und warm zugleich. „Na, Brigade 12. Heute zeigen wir, was die Jugend kann.“

Karl richtet sich auf. Er spürt die Verantwortung im Rücken.
„Jawohl, Meister. Wir schaffen das.“

Krüger nickt. „Ich weiß.“

Und dann beginnt die Arbeit: Metallgeruch, Schweißfunken, das rhythmische Klirren von Werkzeugen.

Rudi flucht. Lotte lacht. Mischa hält die Leitung, als hinge sein Leben daran.

Paul korrigiert mit einem Handgriff, der mehr Erfahrung hat als Worte.

Und Karl — Karl ist in seinem Element. Zwischen Theorie und Öl. Zwischen Zukunft und Gegenwart. Zwischen dem, was er glaubt, und dem, was er sieht.

Werkstatt, später Nachmittag. Der Tag hängt schwer in der Luft. Ölgeruch, Metall, Müdigkeit. Seit Tagen trägt er das Heft mit sich herum. Heute will er sprechen. Die Brigade sitzt auf Kisten, Werkbänken, einem alten Reifen.

Karl: „Genossen, ich möchte heute über die Grundfragen des Marxismus-Leninismus sprechen. Über die klassenlose Gesellschaft. Über die Zukunft, die wir bauen.“

Rudi gähnt offen.

Lotte zieht sich einen Handschuh aus und betrachtet ihre Fingernägel, als wären sie interessanter als jede Theorie.

Mischa sitzt kerzengerade, die Hände gefaltet, als wäre das hier ein Gottesdienst.

Paul raucht nicht — aus Respekt — aber er sieht aus, als würde er gern.

Karl merkt das alles nicht. Oder er merkt es und geht trotzdem weiter.

„Wir stehen an einem historischen Punkt. Wir — die Jugend — sind die Avantgarde. Wir schaffen die Bedingungen, unter denen Ausbeutung unmöglich wird. Stellt euch vor: eine Gesellschaft ohne Unterdrückung, ohne Krieg, ohne Armut.“

Er spricht schneller. Seine Stimme bekommt diesen hellen, vibrierenden Ton, der gleichzeitig begeistert und anstrengend ist.

Rudi flüstert zu Lotte: „Wenn er noch schneller redet, hebt er ab.“

Lotte stößt ihn mit dem Ellenbogen an, aber sie lächelt.

Karl blättert um, obwohl er den Text auswendig weiß. „Die Theorie zeigt uns den Weg. Die Praxis bestätigt sie. Unsere Brigade — wir — sind der Beweis, dass der Sozialismus funktioniert.“

Paul hebt eine Augenbraue. Er sagt nichts. Er muss nichts sagen.

Mischa nickt heftig. Für ihn ist Karl ein Held.

Karl sieht nur Mischa. Er sieht nicht die Müdigkeit der anderen, nicht die Skepsis, nicht das leise Lachen. Er sieht nur den einen, der glaubt. „Wir sind Teil einer Bewegung, die größer ist als wir selbst. Wir schaffen Geschichte. Und wir tun es gemeinsam.“

Stille. Nicht ehrfürchtig. Eher: Was machen wir jetzt damit.

Meister Krüger tritt aus dem Schatten. Er hat zugehört, länger als er wollte.

Krüger: „Gut gesprochen, Karl. Aber jetzt reparieren wir die Pumpe.“

Die Brigade lacht. Nicht böse. Eher erleichtert.

Karl lächelt auch — aber sein Lächeln ist anders. Er glaubt, er habe sie erreicht. Er glaubt, sie seien mit ihm gegangen.

Aber sie sind nur mitgegangen, weil er so brennt. Nicht, weil sie brennen.

Sommer. Ein großer Saal, Holzstühle, der Geruch von Kreide und Bohnerwachs. Jugendliche reden durcheinander. Karl steht am Rand, das FDJ-Hemd frisch, das Heft unterm Arm.

Susi kommt in den Saal. Sie kommt nicht in den Raum — sie legt einen Auftritt hin.

Mit diesem selbstverständlichen Gang, der sagt: Ich weiß, wer ich bin, und ich brauche niemanden, der mir erklärt, wie die Welt funktioniert.

Sie trägt kein FDJ-Hemd. Sie trägt ein weißes T-Shirt und eine Haltung, die lauter ist als jede Losung.

Karl sieht sie. Und etwas in ihm rutscht. Nicht viel. Nur einen Millimeter. Aber genug, dass er es merkt.

Sie lächelt ihn an. Nicht schüchtern. Nicht kokett. Eher: Na, du? Was bist du für einer.

Sie hören einen Vortrag über „sozialistische Persönlichkeitsbildung“. Karl nickt eifrig. Susi verdreht die Augen.

Nach der Veranstaltung spricht sie ihn an. „Du glaubst das alles, oder?“ „Natürlich. Das ist doch wissenschaftlich belegt.“

Sie lacht. Nicht böse. Eher überrascht. „Du bist süß. Aber du hast keine Ahnung, wie Menschen wirklich sind.“

Karl wird rot. Nicht vor Scham. Vor Unverständnis.

Trotzdem mögen sie sich. Sie gehen zusammen zur Straßenbahn. Sie reden über Musik, über Arbeit, über Zukunft.

Susi bewegt sich, als hätte sie ein eigenes inneres Metronom. Karl läuft neben ihr, als müsste er seinen Schritt anpassen.

Sie küsst ihn irgendwann. Einfach so. Weil sie Lust hat. Nicht, weil es in irgendeine Theorie passt.

Karl ist überwältigt. Er denkt: So fühlt sich Zukunft an.

Susi denkt: Er ist nett. Aber er ist ein Kind.

Es passiert nicht in einer großen Szene. Es passiert in einem Satz.

Sie sitzen auf einer Bank. Karl redet sich in Rage über „die historische Mission der Jugend“. Er glaubt, er beeindruckt sie.

Susi steht auf. „Karl, du hörst mir nie zu. Du hörst überhaupt niemandem zu. Du hörst nur dir selbst zu.“

Er versteht nicht. Er versteht wirklich nicht. „Aber... ich will doch nur...“

„Genau das ist das Problem.“ Und sie geht. Nicht dramatisch. Einfach: Ich bin fertig.

*Ein Satz hängt in der Luft.
Karl spürt ihn nicht im Herzen,
sondern wie einen winzigen Ruck im Inneren,
als hätte jemand ein Zahnrad gelöst.
Ein Moment ohne Halt.
Ein leeres Klicken.
Er sitzt da, die Hände still,
und weiß nicht, wohin mit dem Gefühl,
das keinen Namen hat.*

Karl bleibt sitzen. Mit einem Gefühl, das er nicht kennt: Nicht Schmerz. Nicht Wut. Sondern Verstörung.

Zum ersten Mal passt etwas nicht in sein Weltbild.

*Die Luft im kleinen Zimmer steht.
Schwer von Papierstaub und kaltem Rauch.
Der Tisch ist verkratzt,
die Aktenmappen riechen nach altem Karton.
Ein Summen von der Neonröhre,
ein Flackern, das niemand bemerkt.
Der Raum wirkt wie ein Filter,
der Menschen nicht prüft, sondern sortiert.*

Genosse Weber, Mitte vierzig, Parteimensch mit Überzeugungen, blättert in einer Mappe.

Neben ihm sitzt Genossin Albrecht, jung, ehrgeizig, mit einem Blick, der immer schon zwei Schritte weiter denkt.

Am Fenster steht Genosse Möller, der Älteste, der schweigt, weil er weiß, dass Schweigen Macht ist.

Weber: „Also. Wir brauchen einen Kandidaten für das Kolleg in Moskau. Die Vorgaben sind klar: Arbeiterkind, zuverlässig, politisch gefestigt.“

Albrecht: „Und jung. Formbar.“ Sie sagt es ohne Zynismus. Für sie ist das ein technischer Begriff.

Weber nickt. Er zieht eine Mappe hervor.

„Karl M. Schlosserlehrling. FDJ aktiv. Gute Leistungen. Kommt aus einfachen Verhältnissen. Vater gefallen. Mutter Arbeiterin.“

Albrecht: „Ein klassischer Aufsteiger.“

Möller dreht sich vom Fenster um. „Ein Gläubiger.“

Weber: „Wie meinen Sie das?“

Möller: „Der Junge glaubt, was er liest. Er glaubt, was man ihm sagt. Er glaubt an die Idee. Solche brauchen wir.“

Albrecht lächelt. „Er hat neulich einen Vortrag gehalten. Über die historische Mission der Jugend. Sehr... engagiert.“

Weber: „Zu engagiert?“

Albrecht: „Nein. Genau richtig. Er brennt. Und wer brennt, lässt sich lenken.“

Möller setzt sich. Er spricht langsam, wie jemand, der weiß, dass seine Worte Gewicht haben.

„Wir brauchen keinen Denker. Wir brauchen einen, der überzeugt ist. Einen, der die Theorie nicht hinterfragt, sondern verkörpert.“

Weber blättert weiter. „Er ist praktisch begabt. Könnte ein guter Monteur werden.“

Albrecht: „Gerade deshalb. Wenn wir ihn nicht nehmen, landet er in irgendeiner Werkhalle. Und dort...“ – Sie macht eine kleine Handbewegung, als würde sie Staub wegwischen. „...verliert er sich.“

Möller: „In Moskau verliert er sich auch. Aber auf die richtige Weise.“

Stille.

Weber schließt die Mappe. „Gut. Dann schlagen wir ihn vor.“

Albrecht: „Er wird sich geehrt fühlen.“

Möller: „Er wird glauben, dass es sein Weg ist.“

Flughafen Scheremetjewo. Später Abend. Neonlicht, das alles ein wenig unwirklich macht, als wäre die Welt hier aus einem anderen Material gebaut.

Karl tritt in die Ankunftshalle wie jemand, der in ein anderes Jahrhundert steigt. Ein Mann mit roter Armbinde hält ein Schild hoch: „Гость из ГДР – Karl M.“ Karl hebt die Hand. Der Mann nickt knapp, nimmt ihm den Koffer ab, sagt kein Wort.

Sie fahren durch eine Stadt, die im Dunkeln riesig wirkt. Breite Straßen, kaum Menschen, Laternen, die wie müde Augen blinzeln. Karl sieht nichts — und alles. Er ist zu aufgeregt, um zu verstehen.

Das Auto hält vor einem Gebäude, das aussieht wie ein Palast aus einer anderen Zeit: Hotel für ausländische Gäste. Marmor. Messing. Ein Teppich, so weich, dass Karl das Gefühl hat, er sinkt ein.

Die Rezeptionistin lächelt professionell. „Добро пожаловать.“ Willkommen.

Er bekommt ein Zimmer im achten Stock. Ein Bett, größer als alles, was er kennt. Ein Fenster, das auf eine Stadt blickt, die im Dunkeln glüht.

Er schläft kaum. Er ist zu voll von Zukunft.

Karl kommt, ohne geschlafen zu haben, aber hellwach zum Frühstück.

Er erwartet Kaffee und ein Brötchen. Aber er findet ein zelebriertes Buffet: Butterrosen, so kunstvoll angerichtet, dass er sich kaum traut, sie anzurühren. Drei Sorten Brot. Wurst, Käse, Schinken auf Tellern mit blanken Serviergabeln. Gelees in kleinen Kristallschälchen. Tee in einer silbernen Kanne. Kellner, die nachreichen und sich vor dem Gast tief verbeugen.

Er denkt: „So sieht die Zukunft aus.“

Er isst langsam, ehrfürchtig, als würde er etwas Heiliges berühren.

*Er ahnt nicht, dass dieses Buffet nur für Gäste ist.
Dass draußen in den Magazinen die Regale leer sind.
Dass die Butterrosen für ihn geformt wurden —
nicht für die Menschen, die hier leben.*

Er geht hinaus auf die Straße. Autos rasen auf vielspurigen Straßen, als gäbe es kein Morgen. Wenn die Ampel umspringt, drücken alle gleichzeitig aufs Gas.

Karl bleibt stehen. Er sieht die alten Frauen mit ihren Taschen. Wie sie warten. Wie sie sich sammeln. Wie sie plötzlich losgehen — und wie die Autos tatsächlich bremsen.

Er denkt: „Wie schaffen die das?“ Er lacht sogar kurz.

*Er weiß nicht, dass diese Frauen seit Jahrzehnten so gehen.
Dass sie gelernt haben, sich durchzusetzen.
Dass sie keine Wahl haben.*

Für ihn ist es nur ein exotisches Detail. Ein Moskauer Kuriosum. Noch.

Der Hörsaal ist riesig. Porträts von Lenin, Dzierżyński, Gorki. Der Geruch von Kreide und Bohnerwachs.

Der Dozent im grauen Anzug, feste Stimme: „Genossen, wir beginnen mit den Grundlagen der leninistischen Parteitheorie.“

Marx hat die Welt erklärt. Lenin hat gezeigt, wie man sie verändert.“

Karl schreibt eifrig.

Der Dozent fährt fort: „Die Partei ist das Bewusstsein der Arbeiterklasse. Ohne Partei kein Sozialismus. Ohne Disziplin keine Partei.“

Karl nickt. Er fühlt sich bestätigt.

Neben ihm sitzt Dimitri. Er schreibt nichts. Er schaut aus dem Fenster.

Karl flüstert: „Warum schreibst du nicht?“

Dimitri: „Weil ich das alles schon kenne.“

Karl: „Und?“

Dimitri: „Es ändert nichts.“

Karl versteht nicht. Noch nicht.

Die Metro. Karl und Dimitri stehen vor dem Eingang. Marmorsäulen, goldene Mosaik, überschwängliche Kronleuchter.

Karl bleibt stehen. „Das ist ja wie ein Palast.“

Dimitri lächelt schief. „Ist für alle. Aber nicht für alle gleich.“

Sie steigen die Rolltreppe hinunter. Karl staunt: die Tiefe, die Weite, die Geschwindigkeit. Ein Zug rauscht ein, als würde er die Luft schneiden. Menschen drängen. Gerüche mischen sich. Sie steigen ein. Karl hält sich fest.

An der nächsten Station steigen sie aus.

Und da sieht er sie: die alten Mütterchen.

Ältere Frauen, gebeugt, mit großen Taschen, die sie einen Spalt öffnen.

Sie verkaufen ihre Habseligkeiten: ein paar Kartoffeln, ein Stück Seife, ein buntes Tuch, ein Paar Handschuhe.

Sie verkaufen leise, unauffällig, schnell.

Karl bleibt stehen. Er versteht nicht.

Dimitri zieht ihn weiter. „Nicht hinschauen.“

Karl: „Warum?“

Dimitri: „Weil es ihnen unangenehm ist.“

Karl: „Aber... warum müssen sie...?“

Dimitri: „Weil die Rente nicht reicht.“

Karl schweigt. Er hat keine Worte dafür. Er hat keine Theorie dafür.

Es ist der erste Moment, in dem etwas nicht passt.

Später Nachmittag. Ein grauer Wohnblock. Hier wohnt Dimitri mit seiner Mutter.

Dimitri führt Karl die Treppen hinauf. Der Flur riecht nach Kohl, Seife und kaltem Metall.

Dimitri: „Meine Mutter freut sich. Besuch aus Deutschland hat man nicht jeden Tag.“

Karl lächelt. Er ist nervös. Er will alles richtig machen.

Sie treten ein. Die Wohnung ist klein, aber sauber. Und kalt. Eine Kälte, die nicht nur in der Luft liegt, sondern in den Wänden.

Dimitris Mutter kommt ihnen entgegen. Eine kleine Frau, mit einem Gesicht, das gleichzeitig streng und warm ist. Sie nimmt Karls Hände in ihre, als würde sie einen verlorenen Sohn willkommen heißen. „Добро пожаловать, Карл.“ Willkommen.

Karl zieht die Schuhe aus. Er tritt in die Küche — und bleibt stehen.

Der Tisch ist ein Fest: Teigtaschen, kunstvoll gefaltet. Weißbrot, das nach Luxus aussieht. Gelees in kleinen Schälchen. Süßigkeiten, die glänzen wie kleine Edelsteine. Ein Samowar, der summt wie ein Bienenschwarm. Teegeschirr, das nur für besondere Gäste hervorgeholt wird.

Karl ist überwältigt. Er denkt: „Sie müssen reich sein.“

Dimitri sieht seinen Blick. Er sagt leise: „Das ist für dich. Nur für dich.“

Karl: „Aber... das ist doch ...“

Dimitris Mutter winkt ab. „Ein Gast ist wie ein Gott“, sagt sie.

Sie setzt sich nicht. Sie bedient. Sie lächelt. Sie schenkt Tee ein. Sie fragt nach Deutschland, nach Karls Mutter, nach seiner Reise.

Karl isst. Er schmeckt alles. Er fühlt sich geehrt. Er fühlt sich gesehen.

Und dann — ganz langsam — spürt er die Kälte wieder. Sie kommt aus dem Flur. Aus den Wänden. Aus dem Boden.

Karl: „Ist... ist die Heizung kaputt?“

Dimitri schüttelt den Kopf. „Nein.“

Karl: „Warum ist es dann so kalt?“

Dimitri sieht zu seiner Mutter. Sie lächelt, als hätte sie die Frage nicht gehört.

Dimitri sagt leise: „Weil wir sie nicht anmachen. Es ist zu teuer.“

Karl hält inne. Er sieht den Tisch. Er sieht die Teigtaschen. Er sieht die Süßigkeiten. Er sieht die Butter, die glänzt wie Gold.

Und er versteht plötzlich etwas, das er nicht in Worte fassen kann: Dieses Fest ist ein Opfer. Für ihn. Nur für ihn.

Und es ist ein Opfer, das weh tut.

Der Geschmack hat sich verändert. Wenn er aufhört zu essen, beleidigt er seine Gastgeber. Wenn er weiter isst, beleidigt er sich.

*Seine Kehle schnürt zu.
Sein Gehirn ist blockiert.
Eingefroren wie von Frost.
Er kann nicht mehr Denken,
nicht Fühlen, nicht Sehen –
die freundlichen Gesten seiner Gastgeber
verschwimmen im Gehörlosen.*

Er will jetzt einfach nur weg.

Karl träumt schwer. Die Traumgebilde lassen ihm keine Ruh.

Die Butterrosen im Hotel. Die leeren Augen der alten Frauen in der Metro. Die Kälte in Dimitris Wohnung. Die Wärme auf dem Tisch. Sein Professor im Seminar — seine Reden, die verhallen. Eine Ausnahme. Er sieht Dimitris Mutter in der kalten Wohnung.

„Wenn die Theorie stimmt... warum friert dann Dimitris Mutter?“

Er hört Dimitris Stimme in der Metro-Station: „Ist für alle. Aber nicht für alle gleich.“

Und er denkt: „Wenn man die Theorie kennt — warum gelingt dann die Zukunft nicht?“

Und er denkt: „Was macht Dimitri, wenn er fertig ist?“

Er sieht ihn vor sich: wie klug er ist, wie wach, wie skeptisch, wie freundlich. Er ist nicht propagandistisch.

Und er weiß jetzt in diesem unruhigen Traum: Dimitri kann kein Ideologe werden. Kein Funktionär. Nicht mal in Sibirien. Er ist zu ehrlich. Zu klar. Zu sehr bei den Menschen.

Karl dreht sich auf die Seite. Er zieht die Decke bis zum Kinn. Er fühlt sich plötzlich klein.

Er sieht: Die Zukunft gelingt nicht, nur weil man sie zu kennen glaubt.

Er denkt: „Und ich? Was werde ich?“

Er weiß es nicht. Zum ersten Mal in seinem Leben weiß er etwas nicht.

Früher Morgen. Karl hat die Zeit verpasst. Die Luft ist schwer von seinem Traum.

Dimitri sieht es sofort — er kennt diesen Blick, den man hat, wenn man etwas gesehen hat, das man nicht mehr abschütteln kann.

Karl: „Warum steht hier keiner auf? Nicht du. Nicht deine Professoren. Warum tun alle so, als wäre nichts? Nichts, worüber man reden müsste.“

Dimitri bleibt stehen. Er zieht die Schultern hoch, als müsste er sich gegen etwas Unsichtbares schützen. Dann sagt er — langsam, ohne Ironie: „Weil jeder weiß, was es kostet.“

Karl sagt nichts.

Dimitri fährt fort: „Aufstehen ist hier kein Wort. Es ist ein Preis.“ Er schaut auf seine Hände, als wären sie Beweisstücke. „Wenn du aufstehst, verlierst du etwas. Manchmal deine Arbeit. Manchmal deine Wohnung. Manchmal deine Freunde. Manchmal deine Mutter. Manchmal dich selbst.“

Er hebt den Kopf.

„Und die Professoren? Die wissen mehr als wir. Gerade deshalb reden sie nicht.“

Karl: „Aber... das ist doch falsch.“

Dimitri lächelt kurz. Nicht spöttisch. Traurig.

„Falsch ist hier kein Argument. Falsch ist ein Zustand.“

Er macht eine kleine Bewegung mit der Hand, als würde er die Metro, die alten Frauen, die Kälte, die Süßigkeiten, die Butter, die Heizung, die Mutter — alles in einem Kreis zusammenfassen.

„Wir leben damit. Nicht, weil wir es gut finden. Sondern weil wir nicht anders können.“

Karl schluckt.

Dimitri sieht ihn lange an.

„Du bist hier Gast. Du siehst alles zum ersten Mal. Du fragst: Warum steht keiner auf? Ich frage: Wer soll meine Mutter schützen, wenn ich es tue?“

Ein kurzer Atemzug.

„Und weißt du, was das Schlimmste ist? Nicht, dass wir schweigen. Sondern dass wir wissen, dass wir schweigen.“ Er dreht sich ein Stück weg, dann wieder zu Karl.

„Du kannst gehen. Ich nicht.“

Am Ende drücken sie sich fest die Hände und wissen beide, dass jetzt der Abschied naht.

Stunden später sitzt Karl in seinem Wohnheimzimmer und denkt lange nach.

Das Gespräch mit Dimitri hat ihn stumm gemacht, um dann langsam zu begreifen, wie kompliziert die Lage wirklich ist.

Er sieht, dass Dimitris Leben sich inmitten eines Lügenmeeres abspielt, in einem Maskentanz, wo jede Gesichtsfreigabe zu quälenden Konsequenzen führen kann.

Er sieht die alten Frauen. Die Kälte. Die Heizung. Die Mutter. Er sieht im Gegenzug die bunte, glitzernde Fassade, die hilflos verdecken soll, wie tief die Risse dahinter sind. Und alle drapieren daran noch ein bisschen herum.

Karl hat gesehen, wie müde, aber standhaft Dimitri mit dieser Doppellogik umgeht. Und aus seiner Sicht hat er recht. Er kann nicht einfach weggehen — wohin auch.

Aber er, Karl — er kann so nicht leben. Er will mit diesen Lügen nicht leben. Er kann mit diesen Lügen nicht leben. Er glaubt, kritisches Denken ist die Grundlage allen Denkens. Und bisher hat ihm niemand widersprochen und ihm dafür ein Preisschild gezeigt.

„Eine Theorie, die die Praxis nicht ändern kann, ist vielleicht falsch.“ ist der erste Gedanke.

Er kann hier unmöglich länger bleiben.

Er würde die anderen, aber vor allem sich selbst belügen, den letzten Rest von Ehre und Integrität aufs Spiel setzen.

Er kann nicht bleiben.

Er packt seinen Koffer.

Auf dem Weg zum Flughafen wird die unbeantwortete Frage in seinem Kopf kreisen: „Was wird mit Dimitri?“

Sie wird Karl sein ganzes Leben lang verfolgen.

Karl verlässt Moskau. Dimitri bleibt. Beide wissen, dass sie sich verlieren. Beide wissen, dass es keinen anderen Ausgang gibt.

Und beide wissen, ohne es auszusprechen, dass sie einander etwas gegeben haben, das bleibt — auch dort, wo sie nicht bleiben können.

Montag früh, 7.00 Uhr. Karl meldet sich zum Dienst zurück.

Seine Mutter hat ihn an der Tür noch in den Arm genommen und gesagt: „Du brauchst keine Angst haben, du hast goldene Hände.“

Meister Krüger weiß schon Bescheid. Er holt Karl in sein Büro und lässt ihn reden.

Karl erzählt alles wahrheitsgetreu:

Von der Armut, die sich versteckt. Von der Kälte, die die Wahrheit ist. Von den alten Mütterchen, deren Rente nicht reicht. Von der kalten Wohnung, weil die Heizung zu teuer ist. Von den Butterrosen, wo im Geschäft nicht ein Gramm Butter zu finden ist. Von den tönenden Vorlesungen. Von den leeren Geschäften.

Meister Krüger hört aufmerksam zu. Er sieht die Veränderung in Karls Gesicht, als dieser sagt:

„Eine Theorie, die die Praxis nicht ändern kann, ist vielleicht falsch.“

Und Krüger denkt: *Junge, manchmal ist es besser, nicht so genau hinzusehen — für die eigene Gesundheit.*

Laut sagt er: „Du hast am Nachmittag einen Termin bei der FDJ-Kreisleitung. Aber das wirst du dir schon denken können.“

Fängst morgen um 7.00 Uhr wieder an. Bis morgen.“

Karl ist schon früher da am Morgen.

Langsam tauchen Rudi, Lotte, Mischa und „alter“ Paul auf. Er ist nicht mehr ihr FDJ-Vorsitzender. In ein paar Wochen werden sie einen neuen aus der Stadt kriegen, frisch von der Schule. Die Stimmung ist seltsam. Obwohl alle erleichtert sind.

„Karl, du siehst richtig gut aus,“ sagt der alte Paul. Und Lotte: „Wir dachten schon, wir kriegen dich nicht mehr groß.“

Mischa sagt stolz: „Haste schon gesehen, dahinten in der Halle steht der alte E 171 — er sieht etwas betagt aus.“

Und wir sollen ihn überholen.“

Der E 171 war 1954 der erste selbstfahrende Mähdrescher, der Mähen und Dreschen in einem Gang konnte.

Ein Nachbau nach russischer Vorlage. Karl liebt dieses Modell, und er kennt es wie seine Westentasche.

Karl schmunzelt. „Na, dann woll’n wir uns den alten Herrn mal ansehen.“

Und dann beginnt die Arbeit: Metallgeruch, Schweißfunken, das rhythmische Klirren von Werkzeugen.

Rudi flucht. Lotte lacht. Mischa hält den Hebel zum Aushängen des Mähwerks, als hinge sein Leben daran.

Paul korrigiert mit einem Handgriff, der mehr Erfahrung hat als Worte.

Und Karl — Karl ist in seinem Element. Zwischen Öl und Ehrfurcht vor der alten Technik. Zwischen Mut und Wissen, wie es geht.

Meister Krüger schleicht sich leise in die Werkstatt. Er sieht, wie sie wirbeln. Er schmunzelt. So hatte er sich’s gedacht.

„Na Jungs, kommt ihr klar?“ sagt er. Alle gucken Karl an. Der lacht: „Wir werden heute Abend damit fertig sein.“

„Gut,“ sagt der Meister, „dann kann ich ihn für morgen schon wieder aufs Feld verplanen.“

Bei Schichtende ist alles getan für den heutigen Tag. Der Mähdrescher läuft wieder wie ein Uhrwerk.

Karl ist stolz auf die Mannschaft. Und das ist ihm mehr wert als die Entscheidung der FDJ-Kreisleitung.

Die Funktionäre hatten ihm mit unbewegten Gesichtern erklärt, man sei enttäuscht.

Karl hörte zu, ohne sich zu rechtfertigen. Es wirkte wie ein eingeübtes Stück.

Er sagte ruhig: „Ich bin auch enttäuscht.“

Das machte sie hart. Sie sagten ihm, sein Maschinenbaustudium könne er vergessen.

Der Satz traf ihn. Klar. Aber ohne ihn zu erschüttern.

Er muss plötzlich an Dimitri denken und an das Preisschild.

Zum ersten Mal versteht er, dass kritisches Denken zwar erwünscht ist — aber nicht in alle Richtungen.

Und er hört ihn sagen: „Karl, wir müssen nicht im Zentrum leben, wir leben an der Peripherie des Systems.

Und wir teilen unser Wissen mit allen, die das wollen.“

Und er nahm es an. Ohne Wehklagen. Ohne Bitterkeit.

*Er geht den Weg nach Hause und merkt erst unterwegs,
dass er nichts mehr erwartet.
Nicht von ihnen. Nicht vom System.
Nicht von der Zukunft, die sie ihm zgedacht haben.
Er muss nicht im Zentrum sein.*

Niemand hat die Absicht eine Mauer zu bauen

Der Sommer warm trocken die Luft stand im Radio niemand habe die Absicht eine Mauer zu bauen andere meldeten Tausende in Marienfelde Schlager weiter im Flur der Roller des verschwundenen Mädchens Sätze brachen ab erst Fremde dann Bekannte dann Freunde wie lange noch sagte niemand.

In der kleinen Stadt wird es unruhig. Über Nacht verschwinden Menschen. Kollegen. Schulkameraden. Auch Wolfgangs Familie. Die Wohnung leer, die Gardinen zugezogen. Sie sind weg.

In den Nachrichten reden sie von Grenzverletzungen. Von Provokationen.

Hans denkt: Hier braut sich was zusammen.

Sein Chef ist weg. Er soll kommissarisch übernehmen. Kommissarisch — er ist kein Genosse. Sie werden einen finden.

Hans denkt: Was wollen die. Wir drucken nur die Lokalseite. Matrix. Briefpapier. Kranzschleifen. Amtspapiere. Kleinkram. Für anderes haben wir keine Genehmigung.

Neuerdings schleichen im Büro fremde Gestalten herum. Stellen Fragen. Über ihn. Er weiß, dass es heikel ist. Sein Bruder ist vor Jahren gegangen. *Wie viel Zeit haben wir noch*, denkt er.

Das Wochenende ist da. Sonntags liegen Rosa und Hans im Bett. Ella auf der Ritze zwischen ihnen. Kitzeln, Lachen, Strampeln —

bis Hans plötzlich ganz laut ruft: „Ruhe!“

Und in das Schweigen dringt die Meldung: „Die Grenze zur BRD wird geschlossen ... In Berlin arbeiten Volksarmee und Polizei an der Sicherung der Staatsgrenze...“

In Rosas Schlafzimmer ist es mucksmäuschenstill. So still, dass nicht mal geatmet wird.

Dann fällt Hans' Satz. „Jetzt ist es zu spät.“ Wie ein Schlagbaum.

Sie haben den Gedanken ans Gehen hin- und hergewendet und sind zu keinem rechten Schluss gekommen. Die Eltern sind hier. Konnte man sie einfach so zurücklassen.

Die Entscheidung haben jetzt andere getroffen.

Dieser Sonntag wird mit dem 13. August 1961 in den Geschichtsbüchern einen Wendepunkt markieren.

Es ist August. Arthur sitzt in Köln in einem Straßencafé Richtung Rhein. Er genießt die Sonne, das fabelhafte Wetter, die gute Stimmung.

Gestern, am Samstag, hatte er beim Pharmazeuten-Verband ein Bewerbungsgespräch mit sehr guten Aussichten. Sie boten ihm einen Vertrag ab 1. Januar 1962.

Arthur könnte Luftsprünge machen. Es passt in seine Planung. Er kann in Ruhe einen Nachfolger für seine Apotheke bestimmen, den Umzug, die Ummeldung, das ganze Prozedere ohne Hast erledigen.

Was für ein wunderbarer Tag. Heute will er nur ausruhen und genießen.

Morgen geht es zurück, und Marie-Luise wird große Augen machen.

Er nimmt den letzten Schluck Kaffee, bevor er runter zum Fluss will.

Da das kleine Café um diese Zeit noch leer ist und er heute besonders gut gelaunt, räumt er seine Tasse ab und stellt sie drinnen auf den Tresen.

Im Radio laufen Nachrichten. Die Stimmen der Sprecher überschlagen sich.

Arthur kann nicht glauben, was er hört: Die Grenztruppen der DDR riegeln mit Stacheldraht die Zugänge in den Westen ab.

Er denkt: Das muss ein Irrtum sein. Wir haben doch nicht Karneval. Was ist das.

Er geht zurück zum Hotel. Dort gibt es Fernsehbilder.

Eine riesige Menschenmenge hat sich versammelt. Alle starren fassungslos auf den Bildschirm. Eine Frau weint.

Arthur geht auf sein Zimmer. Packt seine Tasche und reist sofort ab.

Er muss zurück zu seiner Familie.

Inzwischen ist Fabian auf der Welt. Der kleine Mann schläft fast den ganzen Tag. Ein Winzling. Ein Tag wie der andere.

Seitdem die Mauer zu ist, fühlt Marie-Luise die Enge. Die Angst vor Dunkelheit, vor Fremden, vor dem Herzrasen. Und dann die Angst, die bleibt: die Schwester, der Bruder. Sie wird sie nicht wiedersehen.

Arthur merkt es. Er kann nichts tun.

Dann bringt er von einer Überlandfahrt Fury mit, den Zweiten. Einen Collie. Groß. Aufmerksam.

Wenn Marie-Luise beim Fleischer steht, sitzt Fury brav am Kinderwagen. Er gestattet nicht einmal einen Blick hinein. Marie-Luise scheint beruhigt.

Die Großen, Fred und Christian, machen sich in der Schule gut — da hat sie keine Sorgen.

Aber mit Fred ist sie nicht einverstanden. Neben dem Klavierspiel hat er ein neues Hobby: Boxen. Die schweren Lederhandschuhe gefallen ihr gar nicht. Sie passen einfach nicht zu Händen, die über Tasten gleiten.

Als sie ihm Vorhaltungen macht, erklärt er ihr, wie geschützt seine Hände in den Handschuhen sind, besser als beim Ballspiel im Sportunterricht. Er mag diesen Geruch von Leder. Sie halten die Hände warm und schwer. Sie geben ihm Kraft. Sein Nasenbeinbruch beim nächsten Wettkampf war nicht eingeplant.

Und Christian hat neulich ein dickes Lob vom Mathelehrer mitgebracht. Da kann sie stolz sein.

*Marie-Luises Herz stolpert manchmal jetzt.
Wenn die Großen ihre eigenen Wege suchen.
Wenn Arthur zu schweigsam.
Wenn die Auster zu geschlossen —
dann spürt sie, wie ihr Körper in den Kältemodus wechselt:
kalte Füße, kalte Hände, kalte Stirn,
Kälte in der Brust.*

Arthur — ja, um Arthur hat sie Sorge. Er bleibt jetzt oft nach Geschäftsschluss in der Apotheke und ist abends so abwesend.
Den Jungen gegenüber zeigt er sich aufbrausend. Sie weiß, dass sein Schmerz die vertane Möglichkeit in Köln ist.

Nach Feierabend sitzen Hans und die Kollegen in der Ponnybar, auf Einladung des Redakteurs aus der großen Stadt. Er will sich bedanken für die Zusammenarbeit.

Das Bier fließt in Strömen. Der Schnaps dazu.

Hans ist vorsichtig. Seine Aufgabe: dafür sorgen, dass alle in ihr Bett kommen. Und vor allem: achtgeben, was man sagt. Zu viele Ohren.

Er denkt noch darüber nach, wie sich die Atmosphäre verändert hat — da legt der Redakteur sein Portemonnaie auf den Tisch. Er will zahlen, sich verabschieden.

Im Überschwang greift Eduard zu, klappt die Geldbörse auf, zeigt den Ausweis des Ministeriums für Staatssicherheit.

Es wird schlagartig still.

Der Redakteur taucht nie wieder auf. Aber dafür kommen andere.

Ella lernt schon in der vierten Klasse. Sie geht gern zur Schule — den Weinberg hoch, in den alten Steinkasten.

Im Winter kann man von dort oben rodeln, fast bis an die Straße am Fuß des kleinen Bergs. Montags riechen die langen Flure nach Putzmittel und glänzen.

In ihrer Klasse lernen 27 Jungen und Mädchen. Meistens ist es ruhig und konzentriert. Aber heute ... Frau Marschak bittet, die Hefte herauszunehmen. Adam macht nicht mit. Sie wiederholt die Bitte. Adam wird puterrot im Gesicht.

Adam kann sehr schnell wütend werden. Alle wissen das.

„Ich weiß nicht, worauf du wartest, Adam — wir jedenfalls warten alle nur auf dich“, sagt sie in diesem strengen Ton.

Adam schwillt auf der Stirn eine Ader. Er steht aus der Bank auf. Er knöpft seine Hosenträger ab — die Klasse hält den Atem an.

Ella hat Angst. Sie hat Angst, dass Adam jetzt gleich etwas tun wird, das er nicht tun darf. Aber sie hat auch Angst, ihn anzusprechen. Sie denkt, es müsste ihn jemand in den Arm nehmen und beruhigen.

Die Lehrerin verlässt kurz den Raum und kommt sofort mit dem Direktor zurück. Adam muss mitgehen.

Für die Jungen ist Adam, unausgesprochen, ein Held — einer, der sich Dinge traut, die sie nicht einmal zu träumen wagen.

Ella weiß nicht, woher sie das hat, aber sie spürt, dass Adam nicht böse ist. Nur verloren.

Etwas in ihr zieht sich zusammen, so wie damals im Garten, als etwas Schweres durch die Luft flog und alles still wurde. Sie erkennt dieses Erschrecken — nicht vor der Wut, sondern vor dem Moment davor.

Es ist später Nachmittag. Die Kinder sind draußen. Marie-Luise sitzt am Fenster und näht. Arthur kommt aus der Apotheke, noch im weißen Kittel. Er schließt die Tür ein wenig zu laut. Er ist gereizt. Er wirft die Zeitung auf den Tisch.

„Diese Frauen heutzutage... Sie glauben, sie müssten überall mitreden. Als hätten sie etwas beizutragen.“

Marie-Luise schaut auf. Einen Moment lang sagt sie nichts. Dann nickt sie.
„Ich verstehe das auch nicht. Warum müssen Frauen unbedingt arbeiten? Und dann noch in Männerberufen...“

Sie versteht es wirklich nicht.

Arthur entspannt sich. Er fühlt sich bestätigt. Er fühlt sich verstanden. Er fühlt sich überlegen.

Er setzt sich. Er beginnt zu dozieren. Er erklärt ihr die Welt.
Und er redet sich hinein. Sein Ärger trifft Frau Pharmazierätin Ucker, stellvertretende Direktorin des Verbandes.

Und dann bricht es aus ihm heraus:

Sie habe auf der letzten Vollversammlung über die Zukunft der Pharmazie schwadroniert — eine Zukunft, in der, der Apotheker die linke Hand des Chemikers sein werde und ein besserer Verkäufer von Arzneiprodukten.

Das Drehen von Zäpfchen, das Mixen von Säften und Salben — alles bald Vergangenheit. So ihr Plädoyer.

„Eine Unverschämtheit, eine Unverfrorenheit, dass der Direktor, Herr Kimmel, das überhaupt zugelassen hat. Diese Frau Ucker beschädigt mit ihrer unhaltbaren persönlichen Meinung einen ganzen Berufsstand.“

Arthur kann es nicht fassen. Soll sie Kinder kriegen, die Ucker, aber den Mund halten.

Marie-Luise nickt. Sie weiß, sie muss jetzt still sein.

Rosa verlässt in den sechziger Jahren den *KONSUM* und wechselt in ein Büro der Rentenversicherung. Sie hat es lange überlegt und erklärt es dem Kaderchef haarklein, als der sie nicht gehen lassen will.

Sie wird mit ihren Beinen die nächsten dreißig Jahre nicht hinter einem Ladentisch stehen können. Dafür verzichtet sie lieber auf Geld.

Die Rentenversicherung gehört zum FDGB. Vor der Vertragsunterzeichnung muss Rosa unterschreiben, keine Westkontakte zu haben. Das ist jetzt das neue Normal.

Aber Vorteile bringt es auch. Sie hat abends viel früher Feierabend — schon um halb fünf, und dann ist wirklich Schluss.

Als Verkäuferin hatte sie bis 18 Uhr offen und musste danach noch die Kasse zählen. Sie war kaum vor 19 Uhr zu Hause.

Hans holt sie jeden Tag nach seiner Arbeit ab. Sie genießen das gemeinsame Nach-Hause-Gehen und erledigen unterwegs kleine Besorgungen.

In dieser Zeit entschließt sich Rosa, ihren Schulabschluss auf der Abendschule nachzuholen — mit Mitte dreißig. Wie stolz ist Ella auf ihre Mama, die nun abends zur Schule geht und manchmal schön ins Schwitzen kommt.

Ella trägt stolz ihr Zeugnis nach Hause. Nur Einsen und Zweien — bis auf Sport.

Der letzte Gong vor den großen Sommerferien. Sie freut sich riesig. Sie wird sich jeden Tag mit ihrer Freundin im Schwimmbad treffen, faul in der Sonne liegen und lesen, schwimmen und lachen.

Vorher noch bei Oma Anna und Opa Otto vorbeisehen und dort Mittag essen. So ist es verabredet.

Einen Wermutstropfen gibt es doch: Auf der Vorderseite des Zeugnisses steht: „Ella müsste am Unterricht lebhafter teilnehmen und sich mehr beteiligen.“

Das ist etwas, das Ella erklären kann. Aber nicht ihren Lehrern.

Ihr Vater hört jeden Tag auf allen Sendern Nachrichten. Aber Ella kann nicht unterscheiden, auf welchem Sender welche Nachrichten kommen.

Also sagt sie gar nichts.

Zumal ihre Mutter ihr eingebläut hat: „Wenn du etwas sagst, dann holen sie unseren Papa.“

Nicht über ihre Lippen. Großes Indianerehrenwort.

Es ist später Nachmittag. Die Kinder sind unterwegs. Marie-Luise hängt Wäsche auf.

Arthur fährt einen neuen, blitzblanken Wartburg in die Auffahrt. Hellblau, frisch gewaschen, in der Sonne glänzend.

Arthur steigt aus. Stolz, aber nicht fröhlich. Eher mit dem Gedanken: Ich habe mir etwas geleistet, das mir zusteht.

„Na? Was sagst du? Endlich ein Wagen, der zu uns passt,“ sagt er.

Marie-Luise kommt staunend auf ihn zu. Sie lächelt, in Gedanken an die nächsten Sonntagsausfahrten mit allen — das Auto ist groß genug.

Aber irgendetwas signalisiert ihr Vorsicht. Der Wagen sieht toll aus, denkt sie — aber wir sind jetzt zu fünft, und das Auto kostet sicher eine Menge Geld. Darüber redet Arthur nie mit ihr.

Arthur öffnet die Fahrertür. Er setzt sich hinein. Er legt die Hände ans Lenkrad — fest, als würden sie ihm sonst entgleiten.

„Damit fahre ich wieder nach Köln. Wenn es möglich ist,“ sagt er. Beiläufig. Zu beiläufig.

Marie-Luise steht da, die Wäscheklammern in der Hand. Sie sagt nichts. Sie kann nichts sagen.

Der Motor springt an. Ein neuer Klang.

Arthur fährt eine kleine Runde um den Block. Nur um zu spüren, wie es sich anfühlt, wieder unterwegs zu sein.

Freitagmittag. In einer halben Stunde wird Arthur die Eingangstür zur Mittagspause verschließen.

Da betreten zwei Herren in Zivil den Raum.

Arthur erkennt sie sofort. Sie sind zu leise, zu höflich in ihrer Art zu gehen, in ihrer Art, sich unsichtbar zu machen, um trotzdem ausgesprochen präsent zu sein.

Einer hält ihm einen Untersuchungsbeschluss unter die Nase. Der andere bleibt in der Nähe der Tür.

Schon steht die Polizei im Raum. Sie wissen genau, wo die Abrechnungsordner stehen, wo im Schreibtisch die Rechnungen liegen.

Sie greifen alle Buchhaltungsunterlagen, alle Papiere aus den Schränken, zur Mitnahme in großen Plastekisten.

Sie wissen alles, denkt er. Und er hat keine Sekunde mehr.

Die Manipulationen waren seine Sonntagsarbeit. Die doppelte Buchführung geht schon länger.

Es ist zu spät.

Er darf sich von Marie-Luise verabschieden — die Großen sind noch in der Schule.

Marie-Luise sieht ihn. Sie sieht sein Gesicht. Sie weiß es sofort.

Sie sagt nichts. Sie kann nichts sagen.

Eine letzte stumme Umarmung.

„Ich komme bald wieder,“ sagt er im Weggehen.

Ein Satz, der falsch klingt. Ein Satz, den er selbst nicht glaubt. Ein Satz, der in der Luft hängen bleibt wie Staub.

Dann wird die Apotheke versiegelt. Ein Streifen. Ein Stempel. Ein Siegel.

Ein Raum, der nicht mehr ihm gehört.

Draußen steht schon die Nachbarschaft.

Arthur wird abgeführt.

Marie-Luise kauert an der Wand im Flur.

Sie ist wie betäubt.

Das Herz rast. Der Puls jagt.

Sie kann nicht einen Gedanken fassen.

Sie hat nichts gewusst.

Sie hat geahnt, dass etwas nicht stimmt.

Aber sie hat es nicht gewusst.

Sie kann nicht glauben, was sie in Arthurs Gesicht gesehen hat — sie kann nicht glauben, dass er alles — auch sie und die Kinder — aufs Spiel gesetzt hat. Sie hält sich fest an einem einzigen Satz: „Ich bin bald wieder da.“ Woran sonst.

Die Kälte kommt nicht aus der Wand.

Die Kälte kommt aus ihrem Inneren.

Ihr Herz hat aufgehört so wild zu schlagen.

Sie spürt es kaum noch.

Der Körper fühlt sich eisig, wie erstarrt.

Sie hört ihr eigenes Atmen. Ihr ist schwindlig, aber sie muss hoch.

Die Jungen müssen gleich aus der Schule kommen. Wie soll sie ihnen das sagen, erklären, verständlich machen — geht das überhaupt.

Sie wünscht, die Erde möge sich auftun und sie verschlingen vor Scham, vor Verletzung, vor Enttäuschung.

Sie schafft es gerade bis auf den Stuhl in der Küche — da sind die Jungen schon da. Bis eben noch laut, schwatzend, streitend auf der Treppe — jetzt mäuschenstill.

Fred sieht ihre verweinten Augen. Das ist ungewohnt. Es muss etwas Schlimmes sein. Er setzt sich ruhig an den Tisch ihr gegenüber und wartet.

Christian fühlt, dass Marie-Luise unglücklich ist. Er setzt sich neben sie. Ganz dicht. So, als wollte er sie gleich umarmen.

Marie-Luise sagt den Satz, den sie sagen muss: „Euer Vater... musste mitkommen. Es ist nur eine Sache. Er kommt bald wieder.“

Der Satz klingt hohl. Zu glatt. Zu schnell. Aber alle haben ihn gehört.

Fred steht auf, mit einem Ruck, der den Stuhl kippen lässt. Er ist unsagbar wütend. Auf die Situation. Auf die Ohnmacht. Auf die Ungerechtigkeit.

Und Christian wird sehr still. Er zieht sich zurück. Er wird beobachten.

Aber beide denken: „Das darf nicht wahr sein.“

Plötzlich ist alles anders. Es herrscht große Aufregung.

Hans liegt im Krankenhaus — wochenlang, und keiner weiß, ob und wie er da jemals wieder rauskommt.

Rosa ist verzweifelt. Sie fährt jeden Tag in das Krankenhaus des Nachbarortes.

Manchmal fährt sie außerhalb des Zugfahrplans auch ihr Chef dorthin.

Hans liegt blass und teilnahmslos in seinem Bett. Die Ärzte wissen wenig Rat. Darmbluten, das nicht aufhören will und den Mann immer durchsichtiger werden lässt.

Ella muss nichts fragen. Sie sieht am Blick ihrer Mutter, dass es keine Änderung zum Besseren gibt.

Sie wartet. Ihr ist in letzter Zeit nur kalt, zusammengedreht wie ein Strick fühlt sich ihr Körper an, weil sie weiß, dass sie nichts — aber auch gar nichts — ändern kann.

Rosa weint nachts in ihrem Bett und Ella liegt nebenan mit offenen Augen.

Als Hans nach Monaten wieder zu Hause anlangt, ist Rosa immer um ihn herum, immer an seiner Seite.

Sie bringt, sie rennt, sie hetzt — weil jeder Schritt, den Hans tut, Schmerz ist.

Es wird stiller, so als liefen alle nur noch auf Zehenspitzen. Aber Ella wächst trotzdem.

Ein paar Wochen später: ein neuer Ort. Aber dieselbe Welt.

Marie-Luise hat alles organisiert. Ende August wird der Umzug in eine andere Stadt erfolgen.

Die neue Wohnung ist großzügig geschnitten: vier Zimmer, Bad, Küche, eine Treppe hoch in einer alten Villa.

Unten im Parterre der *KONSUM* mit seinen großen Schaufenstern. Gegenüber der Marienkirche. Direkt am Markt.

Für Fabian hat sie einen Kindergartenplatz angemeldet, für die beiden Großen neue Schulen.

Fred wird ab September die Erweiterte Oberschule besuchen. Er soll Abitur machen.

Christian muss noch ein Jahr auf die Allgemeine Polytechnische Oberschule, um nach der 8. Klasse Fred folgen zu können.

Das Auto ist verkauft. Ein paar wertvolle Geschirrtile, auf die sie verzichtet.

Arthurs umfangreiche Bibliothek auf das Wesentlichste gestutzt.

Damit hat sie Luft für die Umzugskosten.

Das Einzige, womit sie nie handeln ließ, war der kleine Flügel.

Das hätte sie den beiden, Fred und Christian, nicht antun können.

Marie-Luise sitzt im Zug mit Christian, Fabian und dem Kinderwagen.

Fred wird sich um die Spedition kümmern und mit ihnen zusammen am Nachmittag am neuen Ort eintreffen.

Christian sitzt still in seiner Ecke. Er ist Dreizehn.

In den letzten Wochen ist er schweigsamer geworden. Für ihn war es schwer: weg von allen Freunden, Klassenkameraden, Lehrern. Weg von allem, was er kannte und liebte.

In seinem Kopf bohrt immer wieder die Frage: „Warum?“

Der Zug läuft in den Bahnhof ein. Aussteigen. Christian schiebt Fabian. Er sieht den Bahnhofsvorplatz mit den Bushaltestellen ins Umland und denkt: „Sieht ja aus wie bei uns“ – und korrigiert sich. Weil da, wo „uns“ bisher war, hatte es aufgehört zu sein.

Marie-Luise steuert auf den nahen Bäcker zu. Sie wirft einen kurzen Blick in die Auslage, nickt der Verkäuferin zu. „Sechs Brötchen und drei Stückchen Streuselkuchen, bitte.“

Christian entdeckt daneben die bunten Filmplakate eines kleinen Kinos – welche Überraschung: „Das Feuerzeug“, „Alarm im Zirkus“ – interessante Angelegenheit.

Der Weg bis zur neuen Wohnung ist nicht weit. Die Räume sind leer – hallig – fremd noch. Die einzige Ablagemöglichkeit ist das Fensterbrett in der Küche. Marie-Luise reißt die Kuchentüte auf, dass Christian ein Stück nehmen kann.

Sie holt erst aus der Tasche unten im Kinderwagen eine kleine Kasserolle und ein Gläschen Babynahrung hervor. Sie muss das Essen für Fabian wärmen. Der kleine Mann schläft noch, aber wie lange.

Am Nachmittag sind die Möbelpacker da. Sie sind freundlich. Die großen Jungen helfen mit bei Kisten und Kasten. Marie-Luise ist froh, dass sie die Kartons beschriftet hat – so können sie gleich in die richtigen Räume.

Sie wird noch Tage brauchen, um alles ordentlich zu haben. Aber sie wird wenigstens wissen, was in den vielen Kisten steckt.

Abends wird sie ihre großen Jungs an den Küchentisch bitten, so wie immer. Diesmal zu Brötchen und Käse und einer Büchse Fisch.

Als Fred den Tisch abräumen will, sagt sie: „Lass noch. Ich will mit euch etwas besprechen: Es sind noch Ferien. Was haltet ihr davon, wenn wir morgen alle das Freibad besuchen? Ich glaube, da gibt es sogar ein Sprungbrett. Was meint ihr?“

Die Jungen sind Feuer und Flamme, weil der Tag heute und die letzten davor, sitzen allen in den Knochen. Die Idee mit dem Schwimmbad nimmt ein wenig die Furcht vor dieser neuen Stadt.

Und Christian erzählt gleich ganz aufgeregt von seiner Entdeckung: das kleine Kino in der Bahnhofstraße. Sie werden morgen beim Gang durch die Stadt noch ein zweites entdecken.

Die Küche riecht warm nach Auflauf. Fabian sitzt schon im Kinderstühlchen, die Beine baumeln. Fred und Christian rücken ihre Stühle heran, hungrig vom Tag.

Marie-Luise stellt die Form auf den Tisch. Dampf steigt auf, ein vertrauter Geruch, der den Raum füllt.

Die Großen essen schweigend, konzentriert. Fabian nimmt einen zu großen Schluck Kakao. Ein Husten, ein Prusten — dann spritzt es über den Tisch, ein braunes Gesteussel.

Für einen Moment Stille. Dann bricht Christian in ein lautes, übermütiges Lachen aus. Ein Lachen, das aus dem Bauch kommt, hell und ungebremst. Zum ersten Mal seit Monaten. Fred stimmt ein, Marie-Luise auch, erst zögernd, dann richtig.

Nur Fabian schaut beschämt auf seinen Becher. Aber der Tisch lacht weiter.

Fred kommt aus der Schule. Die Hausaufgaben hat er in der letzten Stunde erledigt, Geografie bei Herrn Ludwig, der so langweilig ist, dass man nur wach bleiben kann, indem man schreibt.

Er geht das erste Mal seit ihrer Ankunft hier ins Herrenzimmer. Es ist kleiner als früher. Der Hocker steht schon bereit.

Fred setzt sich. Er sitzt einen Moment ganz still. Dann hebt er langsam den Klavierdeckel.

Ein erster Anschlag. Zögernd. Dann noch einer.

Und plötzlich strömt es aus seinen Händen. Er improvisiert, leicht, frei, als hätte jemand eine Tür geöffnet. Christian ist längst zu Hause, aber Fred spielt weiter, immer weiter.

Es ist, als atmete er zum ersten Mal seit Monaten wieder tief ein. Als er endet, spürt er Wärme in der Brust.

Er greift nach ein paar Blättern Notenpapier und hält fest, was eben durch ihn hindurchgeflossen ist.

Marie-Luise arbeitet in der kleinen Apotheke am Markt. Ihr Chef ist jünger als Arthur. Er war früher einmal sein Praktikant. Sie fühlt sich hier wohl.

Sie hat keinen Kundenkontakt. Sie räumt Regale ein, prüft Verfallsdaten, bewacht das Telefon. Manchmal mischt sie Tees, wiegt ab, schreibt die Etiketten per Hand.

„Können Sie mir mal die Tropfen reichen?“ Ihr Chef steht hinter ihr, freundlich, sachlich. Marie-Luise reicht sie ihm, ohne Hast.

Die neue Warenlieferung muss einsortiert werden. Schachteln, Gläser, kleine braune Fläschchen. Ordnung, die sie beruhigt.

Zum ersten Mal in ihrem Leben hat sie das Gefühl, außerhalb ihrer Familie gebraucht zu werden. Und manchmal, wenn sie die Etiketten aufklebt, denkt sie: Das nehmen die Leute mit nach Hause.

Es ist ein gutes Hiersein.

Spät am Abend. Die Wohnung ist still. Marie-Luise sitzt auf dem Bettrand, den Brief von Arthur in der Hand. Sie hat ihn den ganzen Tag aufgehoben, bis sie allein ist. Die Jungen sollen keine Unruhe spüren.

Sie öffnet den Umschlag. Arthur schreibt in seiner gewohnten Art, als könne er aus dem Gefängnis heraus noch Anordnungen geben. Schon beim letzten Mal hat sie das geärgert.

Sie überfliegt die Zeilen. Spürt, wie weit weg er ist. Weiter als die Mauern, weiter als die Entfernung.

Sie legt den Brief in den Nachttisch. Morgen wird sie ihm schreiben: von Christians Mathe-AG, von Freds Klavierspiel, von Fabians erster Zeichnung, von ihrer Arbeit.

Aber heute denkt sie nur: Heute war ein guter Tag.

Ein leichtes Lächeln fliegt über ihr Gesicht.

Samstagnachmittag. Die großen Jungen sind unterwegs. Christian mit dem Fahrrad, mit einem Freund, hinunter zum Fluss. Vielleicht bringen sie einen Fisch mit.

Fred war aufgeregt. Heute hat seine Band den ersten Auftritt im Kulturhaus in einem Dorf. Er ist früh los, das Hemd frisch, die Haare glattgekämmt

Marie-Luise hat Fabian nach dem Mittagsschlaf angezogen. Sie gehen in den nahen Park. Fabian an ihrer Hand, noch ein wenig schläfrig.

Sie setzen sich auf eine Bank. Unten am Rondell kaufen sie eine kleine Eiskugel, Vanille für ihn, Zitrone für sie.

Die Sonne steht warm auf den Wegen.

Zum ersten Mal seit langer Zeit hat sie keine Angst mehr. Sie sitzt einfach da, mit ihrem Kind, und fühlt sich dazugehörig.

Es ist ein stiller, guter Nachmittag.

Die Kinder treten aus der Familie

Es ist sehr spät. Die Wohnung liegt still. Marie-Luise ist noch wach. Sie sitzt im Sessel im Wohnzimmer, die Hände im Schoß. Sie hört auf jedes Geräusch im Treppenhaus.

Fred ist noch nicht zu Hause. Seit er mit der Band unterwegs ist, kommen sie selten vor Mitternacht zurück. Morgen ist Sonntag, denkt sie, da kann er wenigstens ausschlafen.

Trotzdem macht sie sich Sorgen. Er ist doch noch nicht erwachsen, auch wenn er so tut. Und die Auftritte, die Proben, die Fahrten — es ist viel für einen Jungen.

Natürlich hilft es, wenn er seine Gage auf den Küchentisch legt. Christian braucht dringend neue Schuhe. Aber Geld beruhigt nicht alles.

Sie steht auf, geht ein paar Schritte, setzt sich wieder. Hört in die Stille hinein.

Da fällt unten die Haustür ins Schloss. Schritte auf der Treppe. Endlich.

Fred steht im Türrahmen, die Haare zerzaust, die Augen hell. „Mutter, du wirst es nicht glauben“, sagt er und lacht leise. „Es war rappellvoll im Kulturhaus. Wir haben heute gut verdient.“

Er hält kurz inne, noch außer Atem. „Aber das Beste war: Sie haben uns nicht von der Bühne gelassen.“

Marie-Luise sieht ihn an, müde und erleichtert zugleich. Er wirkt älter, größer, fast schon wie jemand, der eine eigene Welt hat.

„Ich hau jetzt ab in den Kahn“, sagt er, schon halb auf dem Weg zum Zimmer. „Gute Nacht.“

Die Tür fällt leise ins Schloss.

Marie-Luise bleibt noch einen Moment stehen, die Hand am Sessel. Sie spürt, wie die Sorge langsam nachlässt — und wie der Stolz bleibt.

Ein stiller Sonntag. Marie-Luise bäckt noch schnell einen Puddingkuchen, den ihre Männer so gern essen.

Während sie den Teig rührt, merkt sie plötzlich, dass sie Arthur nicht mehr so vermisst wie noch vor Monaten. Der Gedanke trifft sie unerwartet.

Sie will sich nicht beklagen — bei wem auch — aber es fühlt sich ungerecht an: Sie muss sehen, wie sie zurechtkommt, und er schreibt Anweisungen aus der Ferne. Das ergibt keinen Sinn.

Christian hat tatsächlich einen Fisch gefangen. Jetzt schwimmt er munter in der Badewanne, weil Marie-Luise gesagt hat: Wer ihn fängt, muss ihn auch ausnehmen. Zubereiten würde sie ihn.

Bei Fred ist Land unter. Am Nachmittag hat er am Klavier gemerkt, dass sich sein Anschlag verändert hat. Er hat sich sofort zur Ordnung gerufen, aber es ist anstrengender, als er dachte. Die Beethoven-Sonate liegt bereit. Muss er sich entscheiden. Er weiß es nicht.

Und Fabian — für ihn ist es ein grauer, langweiliger Tag. Er seufzt tief, zieht sein neues Kinderbuch zu sich heran und blättert langsam darin, als müsste er sich selbst aufmuntern.

Der Barsch schwimmt in der Badewanne, ein dunkler, grünlicher Körper, die Flossen gespreizt, die Rückenflosse aufgestellt, als würde er Gefahr ahnen.

Christian kniet daneben, die Hände nass, die Stirn gerunzelt. Fred steht hinter ihm, die Arme verschränkt, aber die Augen hell vor Neugier.

„Der hat Stacheln“, sagt Fred. „Na und“, sagt Christian, „ich hab ihn trotzdem gefangen.“

Fabian kniet auf der Fußbank, die Hände am Rand der Wanne. Er sieht zum ersten Mal Schuppen aus der Nähe. „Der glitzert ja wie ein Ritterpanzer“, sagt er leise.

Christian greift zu. Der Fisch glitscht ihm durch die Finger, schlägt mit dem Schwanz, spritzt Wasser auf den Boden.

Fred lacht, ein kurzes, ungläubiges Lachen. „Warte, ich halt ihn fest“, sagt er und beugt sich vor.

Sie packen ihn gemeinsam, beide mit diesem Ausdruck zwischen Ekel und Triumph.

„In die Küche“, sagt Christian. „In die Küche“, wiederholt Fred, und sie tragen ihn wie einen Schatz, der jederzeit entgleiten könnte, und legen ihn auf den Tisch.

Marie-Luise steht schon mit dem Nudelholz bereit. Ein kurzer Schlag. Stille.

Der Fisch liegt still. Die Jungen atmen aus, als hätten sie etwas Großes geschafft.

„Ihr wisst, was ich gesagt habe“, sagt sie. „Wer ihn fängt, muss ihn auch ausnehmen.“

Christian schluckt, aber er nickt. Fred rückt näher.

„Also“, sagt Marie-Luise, jetzt fast wie im Unterricht. „Den Bauch aufschneiden. Vorsichtig. Nicht zu tief, sonst platzt die Gallenblase, dann wird er bitter.“

Christian führt das Messer, langsam, die Hand zittert ein wenig. Fred schaut genau hin, der Blick konzentriert, fast wissenschaftlich.

Fabian hält den Atem an.

„Jetzt die Gedärme rausziehen“, sagt sie ruhig. „Alles, was weich ist, kommt weg.“

Es glitscht, riecht streng, Christian verzieht das Gesicht, Fred lacht kurz, aus Nervosität.

Fabian sagt leise: „Das ist alles da drin gewesen.“

„So“, sagt Marie-Luise. „Jetzt schuppen.“

Sie zeigt ihnen, wie man mit dem Messer gegen die Schuppen streicht, wie sie fliegen, wie die Haut darunter glatt wird.

Die Jungen machen es nach, erst unbeholfen, dann sicherer.

Am Ende wälzen sie den Fisch gemeinsam in Mehl.

Marie-Luise legt ihn in die Pfanne, das Fett zischt, der Geruch breitet sich aus.

„Jetzt habt ihr ihn wirklich gefangen“, sagt sie. „Nicht nur am Fluss.“

Und für einen Moment stehen sie da, drei Jungen und eine Frau, und es fühlt sich an wie ein kleiner Initiationsritus — ohne großes Wort, nur mit einem Barsch, Mehl und warmem Fett.

Christian sitzt am Fenster. Der Regen läuft in dünnen Bahnen über die Scheibe, erst langsam, dann schneller. Er lehnt die Stirn leicht gegen das Glas und sieht zu.

Manche Tropfen rasen sofort los, schwer und rund, als hätten sie es eilig. Andere kleben fast, hängen fest, wachsen, warten — bis ein weiterer Tropfen sie trifft, und sie plötzlich starten, als wäre eine unsichtbare Grenze überschritten.

Zwei Tropfen versuchen, sich zu überholen. Sie zittern kurz, verschmelzen, werden schwerer, plumpsen fast nach unten. Wieder andere nehmen genau dieselbe Spur wie die davor, als gäbe es auf der Scheibe Straßen, die man benutzen kann.

Christian folgt ihnen mit den Augen, Tropfen für Tropfen. Je länger er hinsieht, desto klarer wird es: Das ist nicht Chaos. Es gibt Regeln, auch wenn man sie nicht kennt.

Er ist so tief im Beobachten, dass er Fabians Schritte erst hört, als der schon neben ihm steht.

„Was siehst du da?“, fragt Fabian und drückt die Nase an die Scheibe.

Christian öffnet den Mund, will etwas sagen — aber die Worte kommen nicht. Er war zu weit weg, zu sehr im Tropfenmodus, zu sehr in der Ordnung hinter dem Regen.

Er lächelt nur kurz, fast entschuldigend, und sieht wieder hinaus. Draußen laufen die Tropfen weiter ihre Bahnen, als wollten sie ihm etwas zeigen, das nur er versteht.

Der Handmixer macht ein kratzendes Geräusch, dann bleibt er stehen. Marie-Luise tippt gegen das Gehäuse, schüttelt ihn leicht, versucht es noch einmal. Nichts.

Christian hebt den Kopf vom Heft. „Darf ich mal?“

Sie reicht ihm das Gerät. Er setzt sich an den Küchentisch, zieht den Schraubendreher aus der Schublade, als wäre das ein vertrauter Griff. Zwei Schrauben lösen, die Kappe abheben — und schon liegen die Drähtchen offen in der Schale.

Er beugt sich vor, ganz ruhig, ganz konzentriert. „Da,“ sagt er leise. Einer der dünnen Drähte hat sich aus der Klemme gelöst. Das war alles.

Er drückt ihn wieder hinein, schiebt die Klemme fest, setzt das Gehäuse auf, dreht die Schrauben zu. Dann steckt er den Stecker ein.

Der Mixer läuft sofort an. Ein gleichmäßiges, helles Surren.

Marie-Luise sieht ihn an, überrascht und stolz zugleich. Christian zuckt nur die Schultern, als wäre es nichts Besonderes. Aber in seinen Augen liegt ein kleines, stilles Leuchten — dieses Leuchten, das er hat, wenn etwas verstanden ist.

Aber ein anderer Ton setzt ein.

Ella möchte mit ihrer Freundin um 18 Uhr ins Kino gehen – die erste Abendvorstellung. Sie fragt ihren Vater. Er würgt sie ab mit einem knappen: „Muss das sein.“
Der Kloß in ihrem Hals brennt heiß. Sein, muss gar nichts.

Ella geht. Nicht ins Kino. Sie geht mit ihrer Freundin zum Frauen Abendsport, nur um ein paar Stunden weg zu sein.

Ihre Freundin kann etwas, das Ella nicht kann: Sie kann ihrem Vater um den Bart gehen, schmeicheln wie ein Kätzchen, sich zusammenrollen und gewinnen.

Ella ist dann sauer. Auf ihren Vater. Auf ihre Freundin. Auf sich.

Jetzt gehört die Küche nach dem Abendessen Ella. Der Küchentisch ist ihr Platz, ihr kleines Territorium in einer Wohnung, in der sonst alles seinen festen Ort hat.
Oben auf dem Tisch steht das kleine Radio, ein graues Kästchen mit Stoffbespannung, das schon bessere Tage gesehen hat. Aber ab acht Uhr gehört es ihr.

Im Wohnzimmer läuft „Kuhlenkampf“ — für Ella zum Sterben langweilig. Stimmen, die alt klingen, bieder, mit einer Ernsthaftigkeit, die sie nicht versteht.

Hier in der Küche aber beginnt etwas anderes.

Sobald die Hitparade startet, sitzt Ella kerzengerade. Jede neue Melodie, jeder Rhythmus, jeder fremde Klang trifft sie wie ein Funke. Nicht, dass sie Englisch könnte. Den Slang schon gar nicht.

Aber man muss die Texte nicht verstehen. Die Musik legt im Körper eine andere Platte auf.

Wenn ihre Mutter in die Küche kommt, bleibt sie einen Moment stehen. Das Entsetzen in ihrem Gesicht ist echt — nicht böse, eher ratlos.
Diese Musik, dieses Wippen, dieses Leuchten in Ellas Augen: Es ist eine Welt, die sie nicht kennt.

Und trotzdem lassen sie Ella die Küche. Jeden Abend.

Weil sie spüren, dass es ihr Raum ist. Und weil sie ahnen, dass man gegen Musik nicht ankommt.

Für Fred dreht sich die Zeit schneller. Um ihre Wochenendeinnahmen zu legalisieren, müssen Bands jetzt Prüfungen ablegen, um eine Lizenz zu erwerben.

Jochen ist ein wunderbarer Drummer mit einem absolut sauberen Gefühl für Rhythmus und Wechsel – aber Noten sind für ihn eine völlig unbekannte Spezies.

Bei der Prüfung wird aber ein Theorieblock abgefragt werden, und Jochen ist damit die Schwachstelle der Band.

Fred hat sich etwas überlegt. Er zeigt ihm ganze, halbe, viertel, achte Noten – geschrieben auf dem Notenpapier – und lässt ihn den Rhythmus einer unbekannten Passage klatschen.

Erst danach fragt er: „Wie würdest du das trommeln?“

Jochen kriegt große Augen. Plötzlich hat er ein Bild vor sich. Und was noch besser ist: Er kann jetzt den Rhythmus selbst bestimmen, so wie er die vollen Noten mit Sechzehnteln oder Achteln füllt.

Das ist – neben Können aus dem Handgelenk – Zählwerk. Mehr nicht.

Boah.

Die Prüfung wird ein Lacher. Selbst für Jochen.

Sie sitzen abends im „Schlösschen“ und feiern den Erfolg.

Sie dürfen sich jetzt ganz offiziell Unterhaltungsmusiker nennen – dabei gehen sie alle noch zur Schule. Jedenfalls für die nächsten eineinhalb Jahre.

Prost.

Fred holt Fabian am frühen Nachmittag aus dem Kindergarten. Fabian stürzt ihm entgegen. Er freut sich, wenn Fred ihn abholt.

Christian wirkt oft so abwesend, wenn er kommt — das ist für Fabian schwieriger.

Aber Fred nimmt sich Zeit für ihn: beim Spielen, beim Schauen, beim Erklären.

Für heute hat er ihm den Spielplatz im Park versprochen, der ganz neu ist und kleine Schaukelpferde im Sand hat.

Und später wollen sie die Mama von der Arbeit abholen.

Fred ist stolz auf Fabian, dessen kleine schwitzige Hand in seiner ruht.

Stolz, weil er spürt, dass der Kleine ihn ansieht wie einen Papa.

Es ist Sommer in der Stadt.

Auf der Straße läuft ein bekanntes Gesicht: lange dunkelblonde Haare, weite bunte Hosen, ein knallrotes Hemd vor der Brust geknotet.

Nicht bekannt aus Ellas Stadt, sondern aus der Nachbarstadt, näher an Berlin.

Ella sieht, wie zwei Polizisten plötzlich hinter ihm auftauchen.

Als sie ihn stellen, legen sie ihm Handschellen an — am hellen Tag, für nichts.

Eine heiße Welle von Ohnmacht schießt durch Ellas Körper. Was sie sieht, ist nicht richtig.

Aber Aufbegehren ist gefährlich.

Die Polizisten eskortieren ihn zum Friseur. Dort verbannen sie ihn auf einen Stuhl, mit dem Satz in Richtung Meister: „Einen Haarschnitt.“

Der Friseur sieht perplex aus. Kundschaft im Polizeigriff hatte er noch nie.

Er fragt den jungen Mann, wie er die Haare denn möchte.

Der grinst — laut, unmissverständlich: „Glatze.“

Eine halbe Stunde später, wieder auf der Straße, ist er ein Held.

Die Jungen wissen alle, was gerade passiert ist.

Die Penne hat etwas Besonderes: Schulfunk. Ein kleines Studio über dem Physikraum, zwei Mikrofone, ein Plattenspieler, ein Verstärker, der manchmal brummt.

In den Pausen laufen Grüße, Geburtstagswünsche, Durchsagen — aber eigentlich geht es um Musik.

Der Direktor ist dagegen. Zu viel Risiko, zu wenig Kontrolle, zu viele Erwartungen, die er nicht bedienen kann. Aber er ist nicht dumm. Er weiß genau, welche Ventilfunktion er da in der Hand hat.

Ella merkt in jeder Pause, was gespielt wird. Sie merkt auch, wenn *Sympathy for the Devil* zu oft läuft — dann ist am nächsten Tag Schluss. Und sie weiß, was dann passiert: Alle stehen im Hof, grölen, pfeifen, buuuuhn, bis es wieder losgeht. Ein stiller Kampf um ein bisschen Luft.

Kurz vor den Sommerferien wird es besonders heiß. In der Tschechoslowakei bricht der Aufstand los — gegen Bevormundung, Kontrolle, staatliche Gewalt.

Als die sowjetischen Panzer rollen, liegen plötzlich im Klassenraum Unterschriftenlisten aus.

Solidarität mit den Tschechen. Viele Namen stehen schon drauf.

Ella spürt sofort, wie gefährlich das ist. Nicht für einen. Für alle.

In der Pause, als sie allein ist, nimmt sie die Liste. Sie verbrennt sie hinter der Turnhalle, zwischen zwei Betonplatten, wo niemand hinsieht. Sie ist weg. Es hat sie nie gegeben.

Zu Beginn der nächsten Stunde: Taschenkontrolle. Mehrere Lehrer suchen. Sie finden nichts. Ella sitzt still da. Ihr Herz schlägt bis in die Fingerspitzen. Aber ihr Gesicht bleibt ruhig..

Draußen läuft der Schulfunk weiter. Leise, wie ein zweiter Puls.

Fred wartet vor dem Lehrerzimmer. Die letzte Stunde ist vorbei, die Schüler strömen hinaus, der Flur leert sich. Herr Penker kommt mit einem Stapel Hefte unter dem Arm.

„Herr Penker, ich wollte Sie etwas fragen“, sagt Fred.

Penker bleibt stehen, aber nur mit halbem Körper. „Jetzt gerade habe ich leider keine Zeit“, sagt er schnell. „Worum geht es denn?“

Fred holt Luft. Er will nicht überheblich wirken, nicht aufdringlich. „Ich überlege... ob ich mich für die Aufnahmeprüfung im Fachbereich Klavier an der Musikhochschule bewerben soll. Das wollte ich gern mit Ihnen besprechen.“

Penker sieht ihn an. Ein kurzer Moment, kaum länger als ein Atemzug. In seinem Blick liegt etwas wie Erschrecken — oder Respekt. *Also, trauen tut er sich ja was*, denkt er. *Und was*

soll ich ihm sagen? Der Junge weiß mehr, als ich in meinem Studium gehört habe. Und von der Praxis schweigen wir lieber.

Laut sagt er: „Fred, du weißt doch, dass ich dein musikalisches Können sehr schätze. Aber das ist eine Entscheidung, die du vorrangig nur allein treffen kannst.“

Es klingt freundlich. Es klingt korrekt. Es klingt wie ein Satz, der nichts falsch machen will.

Fred nickt. Er steht einen Moment unschlüssig, als hätte er etwas erwartet, das nicht gekommen ist. Dann bedankt er sich, höflich, fast zu höflich.

Auf dem Weg die Treppe hinunter denkt er: *Vielleicht fühlt er sich mir unterlegen. Aber das ist nur ein Gefühl...*

Und er geht weiter, die Hand am Geländer, mit einer Mischung aus Klarheit und Einsamkeit, die niemand sieht.

Fred ist nach dem Gespräch mit Penker ernster, konzentrierter. Er steuert seine Bewerbung jetzt entschlossen und gezielt an. Sein tägliches Übungspensum ist enorm. Jeden Tag von 15 – 18 Uhr. Pause. 19 – 22 Uhr, wochenlang.

Christian und Fabian müssen das aushalten. Manchmal schleicht sich Fabian ganz leise ins Arbeitszimmer und beobachtet Fred beim Spielen. Er versinkt in den tiefen Polstern fast – aber er mag hier gern sitzen.

Immer wieder Tonabfolgen üben. Immer wieder die Hände mit dem Körper in Einklang bringen. Immer wieder Lauschen auf das, was die Töne erzählen über das Werk, über ihn ...

Er frisst sich an der Beethoven Sonate fest, im dritten Satz – immer an der gleichen Stelle.

Manchmal gibt es kleine Erfolge, winzige Fortschritte, in denen er Erleichterung spürt.

Aber es ist Hardcourt.

Er würde jetzt gern mit seinem alten Klavierlehrer sprechen, der nicht mehr am Leben ist.

Manchmal glaubt er, ihn sogar im Raum zu spüren. Mit seiner ruhigen Art, ihm die rechte Hand aus der Luft zu führen.

Manchmal legt er die Hände nur auf die Tasten, ohne zu spielen, einfach um den inneren Lauf der Töne zu spüren.

Als zweites Übungsstück hat er sich für „Lieder aus dem Schubert-Zyklus“ entschieden.

Auch die haben es in sich. Aber sie sind ihm näher. Sein Verstehen setzt sich besser in die Hände um.

Sie erfreuen ihn beim Spielen. Sie sind seine Erholungspunkte. Dann kann er an sich glauben.

Fred sitzt am Klavier. Die Beethoven-Sonate liegt offen, die Seiten schon weich vom vielen Umblättern.

Er spielt die gleiche Passage zum zwanzigsten Mal, vielleicht zum dreißigsten. Die Finger sind müde, aber er spielt weiter.

Aus der Küche dringt ein leises Klirren. Dann das Schlagen eines Schneebesens. Ein rhythmisches Rühren, das sich mit den Takten mischt, die er gerade nicht trifft.

Marie-Luise bäckt den Puddingkuchen. Den, den die Jungen so mögen. Den, der immer gelingt.

Der Duft breitet sich langsam aus, erst im Flur, dann im Wohnzimmer, dann bis zu Freds Platz am Klavier.

Er merkt es kaum, erst als er die Hände kurz sinken lässt und tief einatmet.

Es ist ein warmer Atem, der ihn durchströmt. Nicht laut, nicht tröstend, nicht erklärend. Nur warm.

Er spielt weiter. Die Stelle gelingt ein wenig besser.

Vielleicht, weil er plötzlich nicht mehr so verkrampft ist.

Nicht jeder Traum wird wahr. Nicht jede Welt lässt dich hinein.

Montag, zehn Uhr.

Der Gang der Musikhochschule ist voll.

Mütter mit Handtaschen.

Klavierlehrer mit Aktentaschen.

Schüler mit Notenrollen.

Alle füllen Bögen aus: Name, Anschrift, Geburtsdatum, Prüfungsrepertoire.

Eine Studentin sammelt die Zettel ein.

Die Probanden dürfen sich auf die Klavierzimmer verteilen, zum Einspielen.

Ab elf beginnt das Prüfungsverfahren.

Fred sitzt auf einem Stuhl am Rand. Er ist aufgeregt, aber nicht wegen des Spielens.

Der Gang ist voller Begleiter, voller Menschen, die jemanden dabeihaben.

Nur er ist allein.

Er will jetzt auch keine Tonleitern mehr üben. Er will, dass es losgeht.

Der erste Prüfling wird aufgerufen.

Als er drinnen zu spielen beginnt, verstummen alle Gespräche im Gang.

Stille.

Fred hört zu.

Und er hört, dass da einer am Werk ist, der grandios spielt.

Die Pausen fein ausbalanciert, nicht sentimental, nicht süßlich.

Ein Spiel, das ihn rührt, ohne ihn zu bedrängen.

Als der Junge endet, steht Fred auf.

Ganz ruhig.

Er nimmt seine Mappe.

Geht den Gang entlang.

Die Treppe hinunter.

Durch die Glastür hinaus.

Er denkt: Ich bin nicht gut genug. Das hier ist Spinnerei. Was bilde ich mir ein.

Er ist enttäuscht — von sich, von vier Jahren Alleingang und von einer Welt, die ihn nicht braucht.

Die alte Ordnung kehrt zurück

Plötzlich ist Arthur wieder da.

Er sitzt am Abendbrottisch — ein bisschen unsicher, weil die Situation auch für ihn neu ist. Er weiß, dass er in ein System tritt, das ohne ihn weitergegangen ist.

Es ist sein erster Abend.

Fred kommt zu spät. Die Bandprobe hat länger gedauert. Er sagt: „Entschuldigung“ zu Marie Luise.

Und sein Vater donnert ihn an — wo er jetzt herkomme, was das für eine verlotterte Geschichte mit einer Band sei. Für ihn sei jetzt nur das Abitur wichtig.

Fred starrt auf sein Brot und hört nur die Stimme des Vaters.

Für Arthur hört sich das alles nach einer Welt an, die ohne ihn Regeln entwickelt hat. Er merkt nicht einmal, dass die Gespräche am Tisch verstummen und einer Beklemmung weichen, in der jeder nur möglichst schnell wegwill. Von diesem Tisch.

Abends streiten Marie Luise und Arthur hinter der verschlossenen Küchentür. Er ist außer sich darüber, welchen Schlendrian sie habe einreißen lassen, und sie sei schuld, wenn hier alles den Bach runtergehe, weil jeder mache, was er wolle.

Marie Luise spricht viel leiser. Sie versucht ihm zu erklären, dass die Jungen nicht mehr zwölf und dreizehn sind. Sie treffen bald ihre eigenen Entscheidungen. Und wie sehr sie sie unterstützt haben, während der ganzen Zeit.

Sie haben es nicht verdient, von ihm so behandelt zu werden.

Arthur runzelt die Stirn. Hat er sich gerade verhört?

Marie Luise hält ihm Vorträge?

Aber er lässt es für heute dabei.

Am nächsten Tag nimmt sich Arthur Fred vor.

Er spürt sehr deutlich, dass in Fred ein Freiheitsdrang steckt — etwas, das er klein halten

muss, wenn er hier noch irgendetwas zu sagen haben will.

Arthur beginnt nicht mit Wut. Er beginnt mit pädagogischer Selbstgewissheit. Er glaubt, er müsse jetzt „den Jungen auf den richtigen Weg bringen“. Er glaubt, er sei im Recht. Er glaubt, er tue etwas Gutes.

„Fred, du bist jetzt alt genug, um zu verstehen, dass der Mensch nicht nur seine Hobbys ausleben kann. Du musst Verantwortung übernehmen. Ich erwarte beste Prüfungsergebnisse von dir — und keine Ausflüchte.“

Das ist kein Satz über Schule. Das ist ein Satz über Macht.

Er sagt: Ich bestimme, wer du bist. Ich bestimme, was zählt. Ich bestimme, was aus dir wird.

Fred spürt das sofort.

Und er hört dahinter nur: Du bist falsch. Deine Welt ist falsch. Deine Musik ist falsch. Deine Art zu leben ist falsch. Alles ist hier falsch.

Es gibt keinen Dialog. Keinen Raum. Keine Möglichkeit, sich zu erklären. Arthur spricht nicht mit ihm. Arthur spricht über ihn — in seiner Gegenwart.

Das ist der Moment, in dem Fred innerlich aufsteht, bevor er es äußerlich tut.

Er verlässt wortlos das Arbeitszimmer. Dann die Wohnung.

Er kommt erst am nächsten Tag zurück, um seine Sachen zu holen.

Und das mitten in den Abiturprüfungen.

Marie-Luise sieht, was binnen Stunden mit dieser Familie passiert:

Fred ist nicht wütend. Er ist verletzt — das ist in seiner Lage viel schlimmer. Seit der Musikhochschule verhält er sich wie eine Auster.

Christian zieht sich sofort wieder in sein Schneckenhaus zurück, das er erst vor kurzem — so mühsam — verlassen.

Und Fabian versteht nichts, aber spürt alles.

Arthur versteht die Kinder nicht. Er sieht sie nicht.

Er benimmt sich wie die Axt im Walde. Er findet einfach keinen Zugang zu der Realität, die sie aufgebaut hat.

Marie-Luise strafft ihren Rücken.

Sie öffnet die Arbeitszimmertür, hinter der sich Arthur verschanzt hat.

Sie sieht ihn hinter seinem Schreibtisch thronen, gewichtig, ganz so wie früher. Und sie weiß, es wird sich nichts ändern.

Sie muss die Kinder schützen, ohne die Situation zu eskalieren. Und sie muss Arthur stoppen.

Sie weiß, dass endgültige Entscheidungen nicht im Affekt getroffen werden dürfen. Deshalb sagt sie sehr beherrscht und sehr ruhig: „Arthur, es ist besser, -- du ziehst ins Hotel. Erst einmal.“

Und Arthur. Er ist wie vor den Kopf geschlagen.

Marie-Luises Satz trifft ihn wie ein Schlag, aber nicht als Angriff. Sondern als Unmöglichkeit. Er kann nur denken: „Das kann nicht sein. ...“

Er ist ein Mann, der nur reagieren kann, wenn er die Regeln kennt. Und plötzlich gibt es Regeln, die nicht von ihm stammen. Das macht ihn nicht wütend — es macht ihn haltlos.

Er nimmt seine Jacke und geht an Marie-Luise blicklos vorbei. Er weiß nicht, wie man bleibt, wenn man nicht derjenige ist, der bestimmt.

In der sich endlos dehnenden Stille fällt die Tür ins Schloss.

Für Marie-Luise ist es kein Triumph. Der Rauswurf ist kein Akt der Befreiung, sondern ein Akt der Verantwortung.

Später tauchen Fred und Christian in der Küche auf. Sie decken den Tisch. Marie-Luise soll sich hinsetzen. Heute sind sie die Küchenchefs.

Und schon entsteht Geschäftigkeit. Fred schneidet Brot. Christian durchsucht den Kühlschrank Wurst, Käse – ach ja, und die Leberwurst für Fabian, seine Lieblingswurstsorte.

Alle gehen ihre eigenen Wege

Fred sitzt mitten in den schriftlichen Prüfungen.

Er ist mit dem Deutschthema über Friedrich Schiller gerade fertig und träumt sich für einen Augenblick aus dem Fenster.

Er weiß, er hatte zu wenig Zeit, sich ausführlich vorzubereiten.

Es muss so gehen.

Er will das Abitur unbedingt schaffen und er will endlich weg aus dieser kleinen piefigen Stadt.

Aus dem bekannten Zirkel zwischen Wohnung, Schule, Band und wieder zurück.

Er bemerkt erst seit Kurzem, wie eng ihm hier alles vorkommt.

In ein paar Wochen ist Abiball und dann hat er es geschafft.

Er hat gestern Abend lange mit Marie-Luise gesprochen. Er will seinen Vater auf keinen Fall beim Abiball dabeihaben.

Sie hat versucht, es ihm auszureden, weil Arthur, ihn in seinem Leben länger begleitet hat, als er gefehlt habe.

Aber Fred ließ sich nicht abbringen. Sein letzter Satz war:

Ich werde nicht mit euch die heilige Familie spielen.

In diesem Sommer wird er weg sein - in einer anderen Stadt, weit weg von den Peinlichkeiten, den Enttäuschungen, den Zumutungen.

Und dann vielleicht endlich ein eigenes Leben haben.

Ella fährt mit ein paar Mädchen zum Tanzen immer in die nächste Stadt.

Dort ist alles anders. Die Leute interessanter, die Musik besser, die Luft freier.

Die Bands spielen die brandneuen Titel nach — und je schneller sie das können, desto lauter werden sie gefeiert.

Auf dem Parkett sieht manches abenteuerlich aus. Die Mädchen tragen superkurze Röcke (zu Hause gibt es jedes Mal Krach, bevor sie losgehen).

Die Jungen je nach Temperament: Hosen mit Schlag, Hosen mit plissierter Faltenöffnung im Schlag, oder Kettchen am selben.

Lange Mähnen, die sich im Rhythmus drehen.

Manchmal gibt es ganz stille, enge Tänze. Die mag Ella nicht. Diese Nähe irritiert sie, sie ist ihr zu fordernd.

Dann lieber die wilden, ungestümen Gegenläufe zu den Gitarrenriffs, bei denen man sich nicht erklären muss.

Aber das alles ist fragil. Es kann passieren, dass die Hausband für die nächsten Wochen Auftrittsverbot bekommt — irgendeine Behörde, irgendein Vorfall, irgendein Lied, das „nicht passt“. Und dann ist Essig mit Tanzen.

Dann stehen sie alle wieder im Hof der Schule, hören heimlich Radio, warten auf den nächsten Samstag, auf die nächste Chance, auf den nächsten Riss im Alltag.

Ella findet an einem dieser Samstagabende ihren ersten Freund. Sie ist selbst überrascht, dass einer sich traut, sie mehrmals aufzufordern.

Mit ihm kann sie sogar die engen Tänze tanzen — weil er sie nicht vereinnahmt, ihr Raum lässt, sie nicht bedrängt. Bei ihm fühlt sie sich sicher.

Ein großer, stiller junger Mann mit einem inneren Ernst. Sie reden nicht viel. Sie brauchen nicht viel reden.

Er arbeitet im LIW, hat Schichtpläne, die nach Öl riechen, und Hände, die vom Metall kommen. Wenn er von Zukunft spricht, fühlt sie sich verunsichert, weil sie nicht weiß, was sie fühlt.

Wenn er von Balkon und Wochenenden spricht, schämt sie sich, weil sie glaubt, sie sei falsch.

Sie denkt, sie müsse sich zusammenreißen. Sie weiß nicht, warum sie es nicht kann.

Aber etwas zieht sie weg. Leise, aber deutlich. Sie wird zum Studium gehen.

Spät am Abend steht Marie-Luise in der Küche. Sie stopft die zerknüllte Bettwäsche in die Waschmaschine, langsam, fast vorsichtig. Fabian steht im Türrahmen, barfuß, die Schultern hochgezogen.

Sie sieht ihn, sagt aber nichts. Er senkt den Blick, als hätte er etwas falsch gemacht.

„Geh wieder ins Bett, mein Schatz“, sagt sie leise.
Sonst nichts. Und er weiß, dass sie es gesehen hat. Er schämt sich — aber er ist schon auf dem Weg zurück ins Zimmer, als er leise sagt: „Gute Nacht, Mama.“

Christian hat die Szene vom Küchentisch aus beobachtet. Er steht auf, geht zu Fabian und sagt: „Komm. Ich lese dir noch etwas vor.“ Er nimmt sein neues Buch, legt den Arm um seinen kleinen Bruder und führt ihn den Flur entlang. Die Tür fällt leise hinter ihnen zu.

Marie-Luise bleibt einen Moment allein in der Küche stehen. Die Waschmaschine läuft an. Und für einen Augenblick spürt sie, dass sie trotz allem zusammenhalten.

Sie nimmt das Telefon. Sie wählt Arthurs Nummer. Als er abhebt, sagt sie:
„Guten Abend, Arthur. Ich hoffe, ich störe dich nicht. Ich möchte dir einen Vorschlag machen. Wir sollten uns treffen — vielleicht am Samstagabend. Wir müssen über Fabian reden.“

Mehr nicht. Kein Vorwurf. Keine Erklärung. Keine Einladung zu alten Mustern.

Arthur ist überrascht. Natürlich ist er das. Er hat nicht damit gerechnet, dass Marie-Luise ihn anruft — und schon gar nicht so.

Aber gleichzeitig ist er erleichtert. Weil er sofort denkt: *Vielleicht kann man doch neu anfangen.* „Ja. Samstag ist gut, sagt er.“ Und legt auf.

Ella hat das Abitur in der Tasche. Sie ist jung, sie ist unerfahren, sie will weg. Sie landet — auf Wunsch ihrer Mutter — in einem Studium, das zu Rosa gepasst hätte, aber nicht zu ihr.

Im Seminar sitzt sie vorn, weil sie hofft, dass es dann leichter wird. Der Professor ist klug, witzig, hat dieses Brennen in den Augen, das sie sofort erkennt. Ein Brennen für ein Fach, von dem Ella nichts versteht. Sie verehrt ihn dafür.

Und genau deshalb weiß sie, dass sie hier falsch ist.

Der Studienplatz ist begehrt. Andere würden sich alle zehn Finger danach lecken. Aber Ella spürt, dass sie hier nur Zeit verliert — ihre Zeit.

Sie geht allein zum Studienbüro. Sie füllt Formulare aus, unterschreibt, erklärt, wechselt die Fachrichtung.

Ab dem nächsten Semester wird sie wirklich studieren. Ihre Fächer. Ihre Welt.

Zu Hause wird es schmallippig. Die Eltern sind entsetzt. So etwas macht man nicht. So etwas riskiert man nicht. So etwas tut man nicht, wenn man so eine Chance bekommt.

Ella hört zu. Aber sie bleibt bei ihrer Entscheidung.

Ella hat neben dem Abitur einen Facharbeiterbrief als Gärtnerin. In der Zeit zwischen den Studiensemestern arbeitet sie in der Stadtgärtnerei. Sie wird in diesen Wochen eine Lektion fürs Leben lernen.

Der erste Tag ist komisch. Neue Leute, vorsichtige Blicke. Sie wissen offenbar, dass sie Studentin ist.

Mutter Schmitt nimmt sie unter ihre Fittiche. Laut, direkt, aber nicht unsympathisch. Sie bosseln zusammen im Frühbeet, pikieren kleine Pflänzchen, die kaum größer sind als Stechnadelköpfe.

Das Telefon klingelt. Die Schmitt geht ran und sie schimpft:

„Dit kannst total knicken! Na, sach mal, träumste? Ihr seid doch alles Sesselfurzer, habt von nüscht 'ne Ahnung!“

Sie legt auf, als wäre nichts gewesen. Ella glaubt, sie habe sich gerade verhört und schaut fragend.

„Dit war der Chef. Die spinnen doch. Die denken sich irgendwat aus und wir solln machen.“

Ella ist überrascht. Sie ist gespannt, wie dieser Chef wohl aussieht.

Am Nachmittag sieht sie ihn. Ein alter Genosse. Die Schmitt und er kennen sich schon lange. Sie kam damals vom Gleisbau und nur sie darf so mit ihm reden.

Eine Ladung Gehwegplatten soll abgeladen werden. Alle ran.

Einer der Männer, der Ella schon den ganzen Tag ansieht wie ein seltenes Tier, reicht ihr ein Paar Handschuhe — viel zu groß. Ein Test.

Ella wirft die Dinger zur Seite und nimmt die Platten so entgegen. Erst gibt es Blasen. Dann bluten die Hände.

Aber die Platten sind vom Wagen.

Mutter Schmitt schüttelt den Kopf, ranzt ihren Kollegen an und verarztet Ella.

Dabei sagt sie: „Du musst am Samstag nicht kommen. Samstags kehren wir die Straße.“

Ella antwortet: „Ich verdiene hier Geld. Das ist kein Sommerferienjob. Also arbeite ich so wie ihr.“

Die Kinder schlafen. Es ist schon spät. Marie-Luise erwartet Arthur.

Als er da ist, bittet sie ihn in die Küche. Auf dem Herd köchelt ein Topf vor sich hin, die Waschmaschine läuft in der Kammer. Marie-Luise ist noch bei Vorbereitungen für morgen.

Arthur ist verunsichert, weil die Wohnung ihm fremd vorkommt. Er fühlt sich wie ein Gast. Er setzt sich schüchtern an den Küchentisch und sagt in die Pause hinein: „Ich arbeite jetzt in der Adler-Apotheke, am anderen Ende der Stadt.“

Marie-Luise nickt. Sie fragt nicht nach. Sie will über Fabian reden. –

"Arthur, ich denke, Fabian braucht seinen Vater. Er kommt im September in die Schule. Bis dahin müssen wir einen Weg gefunden haben. Kannst du dir vorstellen, ihn — nach Absprache — an manchem Sonntag für ein paar Stunden zu sehen? Ein Tierpark, ein Eis, ein See... etwas Einfaches. Es geht nur darum, dass er dich erlebt.“

Arthur hört aufmerksam zu. Er ist überrascht — weil er etwas anderes erwartet hat. Aber er ist auch erleichtert — weil er eine neue Möglichkeit bekommt.

Er sagt: „Ja. Das kann ich mir vorstellen.“- Nüchtern, aber präzise, wie er immer denkt.

„Gut. Dann treffen wir uns in zwei Wochen, am Sonntag, im Parkcafé. Zum Eisessen, als ersten Anlauf,“ legt Marie-Luise fest.

Arthur nickt. Er steht auf. An der Wohnungstür sagt er: „Danke, dass du mich angerufen hast.“

Christian war am Nachmittag in der Bibliothek. Er hat sich ein paar Fachbücher ausgeliehen — Mathe, Physik. Er will sich langfristig vorbereiten, für den Prüfungsmarathon, für das, was danach kommt. Er weiß inzwischen ziemlich genau, dass er die beiden Fächer im nächsten Jahr in einer großen Stadt studieren wird. Aber jetzt kommt er gerade aus der Kirche.

Der Kantor hat ihm den Schlüssel gegeben, damit er abends noch üben kann.

Wenn die Kirche leer ist und Christian an der Orgel sitzt, entsteht ein Raumklang, der größer ist als alles, was er bisher kannte. Und wenn die silbrig klingenden kleinen Flöten dazukommen, wird daraus etwas ungeheuer Lebendiges — ein Atem, der nicht von ihm kommt und ihn trotzdem trägt.

Christian liebt diese einsame Zeit. Er merkt nicht, dass der Kantor sich in die erste Reihe gesetzt hat.

Er spielt, bis der letzte Ton verklingt. Als er sich umdreht, steht der Kantor da und sagt: „Am Sonntag spielst du vor der Gemeinde. Wenn du möchtest.“

Christian ist wie erstarrt. Dann nickt er. Es ist eine riesige Ehre für ihn — größer, als er sagen könnte.

Jetzt steht er in der Küchentür, die Hände leicht zitternd vor Aufregung, und erzählt Marie-Luise vom Probespiel.

Sie hört ihm zu, sieht die Ruhe in seinem Gesicht, die sie lange nicht gesehen hat.

Sie lächelt. Und während er redet, denkt sie:

Er wird bald gehen, weil er einen Raum gefunden hat, der größer ist als dieser hier.

Sonntags ist hier ganz schön Betrieb. Das Wetter ist angenehm warm. Marie-Luise entschließt sich, mit Fabian draußen an den Tischen Platz zu nehmen.

Sie hat es so eingerichtet, dass sie vor Arthur da sind.

Fabian findet es ein bisschen seltsam. Seine Mutter hat ihm gesagt: wir gehen heute Nachmittag Eisessen und du wirst Zeit haben, deinen Vater kennenzulernen.

Er denkt, warum hat sie mich nicht gefragt, ob ich das überhaupt will. - Ein bisschen neugierig bin ich schon, aber ...

Arthur steht plötzlich am Tisch. Mit Anzug, Hemd und Krawatte. *Fabian denkt: Warum hat er sich so schick gemacht. Sieht irgendwie verkleidet aus.*

Die Atmosphäre ist sperrig, obwohl Marie-Luise sich alle Mühe gibt. Aber sie will, dass Fabian mit einbezogen sein soll. Es soll kein Gespräch sein zwischen ihr und Arthur.

Plötzlich wird Arthur lebendig. Er hat auf einem Baum in der Nähe einen Eichelhäher entdeckt, und zwar nicht zuerst ihn selbst – sondern durch den Ruf eines Habichts, den er vergeblich suchte.

Er erzählt Fabian von seiner Entdeckung, der sofort Feuer fängt.

Arthur stellt den Jungen zwischen seine Beine, so dass er nur an seinem Arm bis über den Zeigefinger entlang sehen muss, um den Vogel zu entdecken.

Der sitzt fast unscheinbar auf seinem Ast, rötlich, bräunlich bis auf die feinen hellblau-schwarz schillernden Flügelspitzen. – Da. – Da ist es wieder dieses hohe Warnsignal eines Habichts.

Arthur kann ihm dazu viele Fragen beantworten: dass er zu den Rabenvögeln gehört, dass er eine Flügelspanne von über 50 cm hat, dass er andere Vögel nachmacht, um sein Revier zu sichern, oder andere Vögel fernzuhalten. Fabian hört gespannt zu.

Dann kommt das Eis. Und Fabian entdeckt noch etwas Interessantes: sein Vater mag die gleiche Eissorte wie er: Vanilleeis.

"Summer in the city". Ella summt mit und wässert in der Grünanlage vor dem Schwimmbad das Pflanzenrondell – das blühende Blumenrohr (Canna) steht staubtrocken. Dieser Frühsommer ist sehr heiß. Die Schmitten arbeitet weiter höher bei den Sträuchern.

Der Rasen braucht dringend Wasser. Sie zieht den Schlauch in die Fläche, dass sich der Boden die nächsten Minuten volllaufen lassen kann. Da sieht sie auf dem Bürgersteig ihren alten Direktor aus der Penne. Er sieht sie auch. Und? - Er nimmt den Blick weg. Er ist verstört. Es ist ihm peinlich. Eine mit Abitur in der Stadtgärtnerei. Hat es zu mehr nicht gereicht?

Ella fühlt, wie sie rot anläuft. Es juckt in ihren Fingern, den Schlauch auf scharf zu stellen und ihn nass zu spritzen – diesen ... Friedhofsgärtner, Gully-Taucher und Stadtgärtner stehen auf der Stufenleiter der Arbeitenden ganz unten im Arbeiter- und Bauernstaat, trotz gegenteiliger Bekundungen.

Die Schmitten kommt vom Zaun herüber, die Hose voller Gras. „Ella, haste’s gesehen? Am Friedhof hängt’n Laken. „Alles raus zum 1. Mai.“ Ella lacht laut: „Na, wenigstens halten die sich an die Parolen.“ Die Schmitten wischt sich den Schweiß ab. „Die Genossen standen da wie frisch begossen. Ich hab fast die Harke fallen lassen.“ Beide lachen. Kurz. Heiß. Befreiend. Dann ziehen sie den Schlauch weiter.

Ein Kollege ruft von weitem: „War gleich wieder weg! Haben’s abgerissen!“ Ella: „Zu spät. Wir haben’s gesehen.“ Die Schmitten nickt.

In der Apotheke sagt jemand leise: „Haben Sie’s gehört? Am Friedhof hing ein Bettlaken. „Alles raus zum 1. Mai.“ Marie-Luise hebt den Blick, lächelt unsicher. „Ach... wirklich?“

Die Kundin nickt, schaut sich um. „War gleich wieder weg.“ Marie-Luise sagt nichts mehr. Sie spürt, wie ihr die Hände ein wenig feucht werden.

Marie-Luise sitzt abends allein im Wohnzimmer. Fabian schläft. Christian ist noch unterwegs mit seinem Kirchenkreis.

Sie fühlt sich seit langer Zeit, zum ersten Mal wieder als Herr über einen Abend, der nur ihr gehört.

Das fühlt sich völlig fremd an. Zum ersten Mal seit langem muss sie nicht funktionieren.

Muss sie nicht für andere da sein.

Muss sie nicht im Voraus denken und planen. Sie darf jetzt nur sie selbst sein.

Und plötzlich fühlt sie da so etwas, - wie einen leeren Fleck.

Sie hat die letzten Jahre nur für ihre Kinder gelebt. Sie hat es gerne getan, nicht nur, weil es notwendig war. Aber sie hat sich dabei ein gutes Stück vergessen. Sie hat in der Lokalzeitung gelesen. Dass am nächsten Samstagabend in der kleinen Kirche ein Konzert stattfindet. Sie möchte wieder mal raus aus ihren Vierwänden.

Ob sie Arthur dazu einladen soll?

Am Samstag stehen sie kurz vor sieben immer noch ohne Ameisenfahrer da. Um zehn nach sieben sagt die Schmittin: „Aufsteigen. Wir müssen.“

Einer der Männer klettert in die Fahrerkabine und fährt los. Ella erfährt unterwegs, dass der fehlende Kollege sich aus dem Krieg Malaria mitgebracht hat. Er hat inzwischen eine große Familie, ist pünktlich, zuverlässig, arbeitsam — aber wenn die Krankheit wieder zuschlägt, säuft er drei Tage am Stück. Alle wissen das. Niemand meldet nach oben.

Und die Schmittin sagt nur: „Dit bleibt unter uns.“

In diesem Moment weiß Ella, dass sie nicht anders ist als diese Leute. Nicht klüger. Nicht besser. Nur weil sie drei Bücher mehr gelesen hat.

Gefrühstückt wird zusammen mit den Gully-Tauchern. In deren Ecke ist es still. Sie essen ihr Brot und sind froh, den Rücken mal gerade zu machen.

Ella sieht die Unterschiedlichkeit der Lebenswelten — nicht theoretisch, sondern direkt vor sich, am Tisch.

Sie hatte dazu heute Morgen mit ihrer Mutter einen Wortwechsel. Rosa kann nicht verwinden, dass Ella die Straße fegt. Das ist enttäuschend, so falsch in ihren Augen – wo Ella doch studieren sollte.

Ella ist genervt. Sie hört sich die Vorwürfe an, bis sie nicht mehr kann.

„Hast du vergessen, dass Papa und du jahrelang die Straße um den Druckereikomplex gefegt habt? Anstelle von Miete?“

Rosa schluckt. Der Satz trifft sie. Es war ihr immer sterbenspeinlich, dieser Vorgang. Ein Arrangement, das alle kannten, aber niemand aussprach. Eine Arbeit, die sie nie jemandem erzählen wollte. Eine Erinnerung, die sie am liebsten aus dem eigenen Leben gestrichen hätte.

Ella sieht das. Und sie versteht plötzlich, dass Scham vererbt werden kann — aber nicht muss.

Ella steht noch immer mit der Schmitten am Rand des Rondells, der Schlauch warm in der Hand, die Hitze auf der Haut, der Staub in der Luft.

Sie sieht die Männer, die schweigend ihr Brot essen, die Gully-Taucher, die den Rücken gerade machen, die Schmitten, die sich den Schweiß von der Stirn wischt, und sie weiß plötzlich, dass sie hier nicht zufällig steht.

Dass sie nicht „gescheitert“ ist. Dass sie nicht „unter ihrem Niveau“ arbeitet. Dass sie nicht „falsch abgebogen“ ist.

Sondern dass sie etwas sieht, was sie vorher nicht sehen konnte: die Welt, wie sie ist. Die Menschen, wie sie sind. Die Arbeit, wie sie ist. Die Scham, die weitergegeben wird — und die man ablegen kann.

Und in diesem Moment, in dem der Schlauch weitergezogen wird und das Wasser über den heißen Boden läuft, beginnt etwas, das niemand bemerkt, weil es kein Geräusch macht:

Ella wird erwachsen.

Nicht durch eine Entscheidung. Nicht durch einen Triumph. Nicht durch einen Bruch. Sondern durch Erkenntnis.

Und während sie weiterwässert, während die Schmitten flucht, während ein Kollege ruft, während irgendwo ein Bettlaken abgerissen wird, während Marie-Luise in der Apotheke feuchte Hände bekommt, während Christian an der Orgel sitzt, während Arthur in der Adler-Apotheke Gläser sortiert, während Fred in einer anderen Stadt aufwacht —

beginnt der Text zu fließen. Nicht zurück. Nicht nach unten. Sondern nach vorn.

Als der Sommer weitergeht, beginnen die Wege sich zu verzweigen, ohne dass jemand es so vorgesehen hat.

Ella steht morgens früher auf als früher, weil sie den Weg zur Stadtgärtnerei mag — dieses kurze Stück, in dem die Stadt noch schläft und sie das Gefühl hat, dass der Tag ihr gehört.

Christian kommt später nach Hause, weil die Kirche ihm einen Raum gibt, der größer ist als die Wohnung, und weil er dort etwas findet, das ihn trägt.

Fred schreibt Bewerbungen, die er niemandem zeigt.

Fabian zählt die Wochen bis zur Schule.

Und Marie-Luise merkt, dass die Wohnung sich verändert hat, obwohl niemand ausgezogen ist.

Es ist, als würde jeder schon ein Stück woanders leben, ohne den Ort zu kennen, an dem er ankommen wird.

Die Welt hinterlässt Spuren

Ella kommt an einem regennassen Montag zum zweiten Mal in dieser nördlichen Stadt an, deren Silhouette weithin sichtbar geprägt ist vom Dom und der Marienkirche. Die alte ehrwürdige Alma Mata mit Audimax und Bibliothek – sie stehen schon seit Jahrhunderten auf festem Grund – egal welche gesellschaftspolitischen Zustände gerade herrschen.

Nach 1968. Man spürt noch, dass hier einmal gründlich aufgeräumt wurde. Die Gespräche in den Fluren der Sektionen und der Wohnheime sind vorsichtiger geworden, aber nicht verschwunden.

Ella hört ihre erste Vorlesung im vollbesetzten Hörsaal. Das Licht im Raum ist fahl. Sie denkt nicht weiter darüber nach. Und dann sagt der Professor ein paar Sätze – und in Ellas Kopf brennt ein ganzer Kronleuchter: Die Literatur des 20. Jahrhunderts.

Und sie weiß jetzt sehr genau, dass sie hierher gehört.

Nicht nur im Hörsaal ist der Raum voll – auch sonntags in der kleinen Studentenbude. Fünf Mädels, fünf Temperamente, ein Tisch, der nie für alle reicht. Und immer unter Strom.

C. ist morgens immer die Erste. Sie raschelt in ihren Sachen, als gäbe es Punkte für Aktivität.

S. putzt sich am Waschbecken die Zähne, bereit, mit ihrem neuen Freund zu verschwinden.

Ella liegt noch im Bett, maulfaul, und wirft missbilligende Blicke um sich.

R. kommt zur Tür rein – Brötchen in der Hand, als wäre das ein Friedensangebot.

K. schlägt die Zeitung auf, immer zuerst den politischen Teil, laut kommentierend.

Ella stöhnt und zieht sich die Bettdecke über die Ohren. Aber der Schlaf ist verscheucht.

C. greift sich den Sportteil, R. den Kulturteil.

Ella denkt, *wir sind hier einfach zu viele auf so kleinem Raum und zu unterschiedlich sowieso.*

Aber so einfach geht das diesmal nicht ab. Am Freitag war in der letzten Vorlesung der Expressionismus dran. Der Professor sprach die Gedichte nicht nur aus – er zelebrierte sie förmlich und ließ sie im Raum stehen.

Darunter Gottfried Benns „Kleine Aster“. Das Gedicht ist wie eine Autopsie, ein Schnitt durch die Oberfläche der Sprache. Kalt, unerschrocken und unerbittlich. Ella ist davon ganz elektrisiert.

Und K. ist immer noch immer außer sich: „Diese Sprache ist widerlich, ekelhaft, menschenverachtend!“ –

„Dürfen die denn das?“, fragt Ella trocken, und schon sind sie bei ihrem Lieblingsthema: Was darf Sprache? Was darf Kunst?

R, hat sich schon die ganze Zeit amüsiert – leise natürlich – und plötzlich sagt sie als Schlusswort: Ruhe sanft, Kleine Aster. - Damit ist das Wochenende gelaufen.

Sie streiten nie über den Abwasch. Aber Sartre ist Sprengstoff. Freud ein Minenfeld. Expressionismus ein Giftgemisch.

Doch wenn am Monatsende nur noch gebratenes Brot auf den Tisch kommt, wird es plötzlich friedlich. Solidarisch. Still.

Sie streiten öfter wie die Kesselflicker im Zimmer, in der Öffentlichkeit, im Seminar – sie werden persönlich, ohne vernichtend zu sein – so, als hätten sie sich gegenseitig in den Reibungen gebraucht.

Ella ist verliebt. Sie merkt es daran, dass sie sich auf Dinge freut, die ihr sonst Angst gemacht hätten: Eltern, Wohnzimmer, Erwartungen. Jetzt fühlt es sich an wie ein Schritt in etwas Richtiges.

Der Vater empfängt sie mit einem Lachen, das den ganzen Raum füllt. Die Mutter steht daneben, freundlich, ein bisschen zu schnell, ein bisschen zu leise. Ella mag sie sofort – vielleicht weil sie spürt, wie sehr sie sich bemüht.

Beim Essen fehlt ein Löffel. Der Vater sagt es laut, zu laut: „Wo hast du denn schon wieder deine Augen gehabt?“

Ella spürt, wie ihr die Hitze ins Gesicht steigt. Die Mutter lächelt entschuldigend, als wäre sie es gewohnt, sich klein zu machen.

Nach dem Essen wollen die Männer ins Arbeitszimmer. „Wir drei Akademiker“, sagt der Vater, und klopft seinem Sohn auf die Schulter. Die Mutter soll den Tisch abräumen und den Kaffee bringen. Ella bleibt kurz stehen. Etwas in ihr zieht sich zusammen.

Sie folgt der Mutter in die Küche, hilft beim Stapeln der Teller. Ella sagt leise: „Tut Ihnen das nicht weh?“ Mehr schafft sie nicht.

Die Frau hält inne. Nur einen Moment. Dann bricht etwas. Sie hat Tränen in den Augen und drückt Ella. Sie sagt: „Mach es besser als ich“. Nur das.

Ella trägt diesen Satz den ganzen Heimweg mit sich. Er sitzt irgendwo zwischen Brustbein und Kehle. Sie denkt an alles, was die Frau nicht gesagt hat, und an das, was sie ihr gesagt hat, ohne Worte.

Und sie sieht es wieder – nicht in Wohnzimmern, sondern in Kneipen. Die Rollen sind andere, aber das Muster bleibt.

Zentral am Kreisverkehr gelegen gibt es eine Arbeiterkneipe, die Künstler und Studenten duldet. Hucker Milieu. Kohlenschlepper. Schwerstarbeiter an schweren Holztischen sitzen da, als wären sie angeschraubt. Essen ist hier Fremdwort. – Aber Kartoffelsalat mit Bockwurst geht immer.

Der Ton zwischen den sozialen Schichten ist unpräventiös. Man lässt sich gegenseitig in Ruhe. Zwischen Gesprächsfetzen und Gläserklappern wird das Wochenende eingeläutet. Es riecht nach abgestandenem Bier aus den Dielen und nach frisch Gezapftem am Tresen. Zigarrenrauch, billige Sorten. Verquarte Gardinen. Flinke Bedienung.

Da sitzt ein Papa am Freitagabend mit dem ganzen Wochenlohn. - Erst kommt der Bengel – Papas Liebling, offenbar. Er soll ihn erinnern, nach Hause zu kommen. Aber er kriegt erst mal 'ne Brause.

Später kommt die Frau. Baby auf dem Arm. Da wird es schwierig.

Ella weiß nicht, wie man das nennt, was sie da sieht. Aber sie weiß, dass sie es nicht will.

Sie beginnt zu suchen – nicht nach Antworten, sondern nach einer anderen Tonlage.

Sie lernt in dieser Zeit einen Theologiestudenten kennen, der sie mit in seine Vorlesungen nimmt. Und da fällt für Ella zum ersten Mal der Name Dietrich Bonhoeffer. Es ist, als würde ein anderer Ton in ihr Denken treten – leiser, ernster, kompromissloser. Seine Worte klingen wie aus einer anderen Welt, und doch treffen sie mitten in Ellas.

„Wer bin ich? Sie sagen mir oft, ich träte aus meiner Zelle gelassen und heiter...“ Sie liest das Gedicht immer wieder. Es ist nicht nur ein Text – es ist wie ein Spiegel.

Ella fühlt einen Mann, der für seine Überzeugung inhaftiert wird und seinen Widersachern als Mensch gegenübertritt – als einer, der jeden neuen Tag mit Freundlichkeit begrüßt. Er vergibt ihnen nicht, aber er lässt sich von ihnen auch nicht demütigen, nicht kleinmachen.

Im Geschichtsseminar muss sie sich plötzlich rechtfertigen. Es geht um Widerstand – aber nicht um Haltung, sondern um Rangfolge. Wer ist wichtiger? Wer ist früher? Wer ist radikaler? Wie hat richtiger Widerstand auszusehen.

Sie sitzt da und denkt: Das kann doch nicht die Frage sein. Aber sie ist es.

Und sie merkt, dass sie sich entscheiden muss – nicht nur zwischen Mitgehen und Widerstand, sondern zwischen Rechthaben und Menschsein.

Zwei Jahre später scheint die Welt leichter. Die Luft atmet flüssiger und aromatischer. Die Genossen der Staatspartei haben Türen und Fenster geöffnet mit ihren letzten Beschlüssen.

In den Buchläden tauchen Bücher auf, die gestern noch nicht da waren. ETA. Hoffman. Dramenausgaben von Sartre, Ionescu, Beckett. Erste schüchterne Freud-Ausgaben.

Die Welt ist plötzlich bunter. Gespräche öffnen sich. Es sirrt. Überall Bewegung. Die Menschen promenieren auf dem Boulevard mitten durch die Stadt, sonntags nachmittags mit fröhlichen Gesichtern. Kinder spielen. Autos haben Pause.

Ellas Staatsexamensprüfung an einem frühen Morgen. Sie hat kaum geschlafen, ihr Kopf ist leer. Aber als sie vor dem Professor sitzt, ist da plötzlich Klarheit.

Sie darf ein Thema ihrer Wahl vorschlagen. Sie hat ETA. Hoffmann entdeckt – nicht den Gespenster Hoffmann, den man ihnen im Seminar vorsetzt, sondern den feinen, widerspenstigen Erzähler, der sich nicht in Schubladen einordnen lässt. Sie will das Märchen „Klein Zaches“ verteidigen – gegen alle kulturpolitischen Vorurteile.

Und Ella merkt: sie verteidigt hier nicht nur ihr Thema. Sie verteidigt sich selbst. Sie rechnet mit einem Rauswurf.

Als sie ihr Thema ansagt, entspannt sich der Professor. Er bestellt zwei Tassen Kaffee, bietet Ella eine Zigarette an – und sie sprechen. Kein Kreuzverhör, keine Abfrage. Ein Gespräch. Irgendwann schaut er auf die Uhr. Sie denkt: Jetzt geht's los. Aber es ist schon vorbei.

Auf ihre Frage, warum Hoffmann in den Vorlesungen immer noch gescholten wird, sagt er nur lächelnd:

„Manche sind noch nicht so weit.“

Er macht Ella Avancen für einen Verbleib an der Uni. Was für ein Jubel, welch weiche, ausgelassene Stimmung.

Doch dann schlägt das neue Hochschulgesetz zu. Erneut wird ausgekehrt - Germanistik gesäubert. Verfolgt wird jetzt der Ansatz, nur noch Deutschlehrer auszubilden mit geschrumpftem Wissen. Für neue Stellen an der Uni gibt es keine Aussicht.

Aber es gibt ja noch das wunderbare Theater in der Stadt, das wie ein unverrückbarer Klotz in der Mitte der Stadt liegt – mit tollen jungen Leuten. Der Chefdramaturg hat im Kulturbund eine Reihe neuer Stücke initiiert mit neuer polnischer Dramatik oder als Gast ist geladen der Chef der Anglistik, der über Shakespeare und neue Forschung spricht oder über O'Casey oder Lord Byron --- die Luft vibriert von Kraft und dem Wunsch nach beginnen.

Und Ella will.

Der Abend ist still.

Die Stadt atmet langsam.

Ella geht ein Stück, ohne Ziel.

*Die Gedanken laufen neben ihr her,
nicht laut, nicht drängend.*

*Und irgendwann ist da nur noch der
Rhythmus ihrer Schritte.*

Fred ist abgestürzt. Abgrundtief. Er arbeitet jetzt auf Bewährung in einer anderen Stadt – strafversetzt im Stahlwerk. Der heißeste Knochenjob, der vorstellbar.

Die Kollegen sind misstrauisch. Extrawürste oder Rücksichten auf einen Neuen, der keine Ahnung hat, gibt's nicht. Da geht dann mal ganz schnell die Ofenklappe auf mit mehreren Hundert Grad, die rausströmen wie die Hitze eines Fegefeuers, wenn der Verdacht besteht, da könnte noch Restalkohol im Spiel sein. Nichts für schwache Nerven. Fred nimmt es hin. Er versucht unsichtbar zu bleiben.

Er wohnt auf dem Sofa seiner Tante und dessen Familie. Sie ist nur wenige Jahre älter als er. – Marie-Luises viel jüngere Schwester Sara, ihr Mann Heavy und die zwei kleinen Kinder – Robby und Rieke. Sara und Heavy arbeiten beide im LIW – er als Bauschlosser und sie als Kranführerin. Die Kinder gehen noch in den Kindergarten.

Arbeitermilieu. Ein Leben zwischen Pflicht und Verantwortung. Ein Leben zwischen Freizeit im Biergarten und Fernsehen von der Couch. Zu mehr reicht die Kraft nicht.

Sara schreit immer. Sie sitzt den ganzen Tag im ohrenbetäubenden Hallenlärm auf dem Kran – wenn sie flüstert, hat sie normale Lautstärke – ansonsten immer drüber. Eine kleine taffe Frau, für die der Alltag viel zu schwer ist.

Ella trifft Fred auf dem Bahnhof ihrer kleinen Stadt. Sie will Hans und Rosa besuchen am Wochenende. Da sieht sie ihn sitzen auf einer Bank. Sie spricht ihn an. Sie reden.

Ella sieht, dass da hinter der stoischen Ruhe, die sein Gesicht ausstrahlt, ein zutiefst verunsicherter, verstörter Mensch sitzt. Wund an Seele und Körper. An der Seele von den vielen Verwerfungen, am Körper durch glühende Stahlfunken, die beim Gießen lebendig werden in Arbeitsschuhen, in Hemdsärmeln – überall dort, wo die Haut für Sekunden nicht geschützt ist.

Sie muss plötzlich an den Adam in ihrer Kindheit denken.

Ella spürt, dass es Fred angenehm ist, sie hier zu treffen und mit ihr zu sprechen. Und gleichzeitig unangenehm, weil er sich schämt. Sein Studium hat er da längst abgebrochen. Die Träume sind zerstoßen.

Sie werden in Verbindung bleiben.

Ein paar Wochen später besucht Ella Fred bei seinen Verwandten. Heavy und Sara sind sehr aufgeschlossen und freundlich zu ihr.

Aber sie können nicht viel miteinander anfangen. Auf dem Couchtisch liegen Pornohefte in allen Härtegraden, das Bier perlt ständig aus dem Kühlschrank. Dazwischen Kindergeschrei und Tränen aus Streit um einen Ball und Sara brüllt. Der Alltag der Erwachsenen ist härter als hart. Ella ist das zu viel.

Sie sieht, sie kann hier nichts erklären oder besprechen – sie muss jetzt einfach tun. Sie geht zu den Zwergen im Flur, die noch heftig beim Kämpfen sind. Robby fünf und Rieke drei. Die kleine Kruke hat ihrem Bruder den Ball wegnehmen wollen. Und er hat sich zur Wehr gesetzt.

Ella sitzt zwischen den beiden und lässt sich das genau erklären. Dann putzt sie die Tränen. Sie sieht die Kinder sind müde, sie sind gestresst, sie brauchen Ruhe.

Sie fragt, ob sie ihr, ihr Zimmer zeigen mögen. Der Streit ist vergessen und die beiden legen sich ins Zeug, freundliche Gastgeber zu sein.

Da stehen ihre Betten und die Spielhöhle und die Teddybären und Riekes Puppen auf dem Regal. Robby zeigt ihr stolz sein neues kleines Fahrrad. Ella entdeckt ein paar Kinderbücher. Sie greift eins.

Sie sitzen alle drei auf Robbys Bett. Ella in der Mitte. Sie liest ihnen das Märchen von der „Frau Holle“ vor.

Und sie staunt, wie leise diese kleinen Quälgeister plötzlich werden. Wie sie lauschen – wie sie die Sprüche wiederholen, wie sie mitfiebern – so dass plötzlich Sara in der Tür steht und verwundert zuhört, weil so leise hat sie ihre Sprösslinge schon lange nicht mehr erlebt.

Fred macht einen Gegenbesuch. Ella holt ihn vom Bahnhof ab. Sie steht da, ein wenig zu früh, ein wenig zu wach. Fred steigt aus dem Zug, mit dieser Mischung aus Müdigkeit und Erwartung, die man nicht verstecken kann. Sie sehen sich – und beide wissen nicht, wohin mit ihren Händen.

Fred ist neugierig. Ella ist nervös. Beide tun so, als wären sie es nicht.

Fred ist beeindruckt. Der Dom - die mittelalterliche Backsteingotik fasziniert ihn. „Ob man da mal rein kann?“ Sicher. Später.

Denn heute Abend will Ella ihm etwas anderes zeigen. Sie hat eine neue Reihe des Theaters entdeckt. Leseabende neuer moderner Dramatik oder zu anderen aufregenden Themen, die der junge Chefdramaturg des Hauses ins Leben gerufen hat.

Sie finden im Club der Universität statt – im CDU. Unten nobles Restaurant. Oben Veranstaltungsräume des Kulturbundes mit Billiard, kleinem Lesesaal für Zeitungen und Zeitschriften und einem Flügel.

Heute ist der große Saal bis dicht an die Tür mit Stuhlreihen besetzt. Als sie ankommen, ist der Raum schon halbvoll.

Die neue Reihe hat sich schnell herumgesprochen bei Kunst- und Kulturschaffenden, bei Liebhabern, bei Lehrern, bei Studenten.

Fred sieht Ellas innere Erregung und ihre Vorfreude. Für ihn ist das ungewohnt. Das Gedränge, der Stimmteppich.

Die erwartungsvoll gespannte Luft. Er hat vergessen, dass es das auch gibt.

Der junge Chefdramaturg vor dem Podium eröffnet den Abend.

Seine Stimme ist jung, klar, ein bisschen zu schnell. Er begrüßt, eröffnet, er setzt den Rahmen. „Polnische Moderne“ —

Unter anderen mit Mrozek's „Tango“. Dieses herrlich absurde Stück über Polizeikontrolle, eine Partei, einen Staat und seine Bürokratie.

„Begrüßen sie mit mir die Darsteller X und Y unseres Theaters, die heute zur Einführung für Sie Szenen lesen - Licht aus - Spot an“. Ein einziger Lichtkegel. Zwei Darsteller.

Ella hört sofort die Literatur, die Sprache, die Brüche.

Fred ist eher an der Technik interessiert. Wer bedient von wo aus den Spot. Mit welcher Genauigkeit, mit welcher Präzision – ohne Verwackeln, ohne Nachschleppen – das sieht er sofort. Und es beeindruckt ihn.

Der Abend ist spannungsgeladen - eine hochdramatische Diskussion schließt sich an. Nicht akademisch, sondern existentiell.

Es geht um: Unterhaltung. Gesellschaftliches Abbild. Verantwortung. Risiko. Wahrheit. Zumutbarkeit. Freiheit. Zensur. Mut.

Und das Publikum spaltet sich. Was darf man zeigen? Was darf man fühlen? Was darf man riskieren? Was darf man nicht?

Ella spricht nicht. Aber sie ist ganz da. Sie hört zu. Sie denkt. Sie glüht. Sie ist Teil des Raums.

Fred sieht das. Er sieht sie zum ersten Mal als jemand, der in diesem Diskurs lebt.

Und er merkt: Er versteht nicht alles — aber er versteht sie.

Fred hört nicht die Argumente. Er hört die Härte. Er hört die Angst. Er hört die Wut. Er hört die Sehnsucht.

Am Ende gehen sie nebeneinanderher, langsam, fast tastend. Die Luft draußen ist kühler als im Saal. Zwischen ihnen ist es still. Nicht unangenehm. Nicht verlegen. Sondern eine Stille, in der beide verarbeiten.

Ella hat Sprache im Kopf: Sätze, Brüche, Töne, die Härte der polnischen Moderne, die Diskussion, die Risse im Publikum.

Fred hat etwas anderes im Körper: den Spot, der saß. Die Präzision. Die Ruhe des Technikers. Die Ordnung im Chaos. Die Möglichkeit.

Sie könnten nicht darüber sprechen, selbst wenn sie wollten. Sie haben keine gemeinsame Sprache dafür — noch nicht.

Aber in Fred keimt die Frage: „Könnte ich vielleicht hierhergehören?“

Ella sitzt im Saal, ohne Erwartung. „La Traviata“ — ein Titel, den man kennt, ein Inhalt, der irgendwo im Kopf liegt wie ein alter Werbezettel. Nichts, was sie wirklich interessiert hätte. Der Saal ist warm. Nicht stickig, sondern lebendig. Eine Mischung aus Parfum, Menschenhaut, alten Vorhängen, einem Hauch Staub, der im Licht schwebt. Dann wird es dunkel. Ein Raunen. Ein Atemzug.

Und plötzlich Licht: Mimi's Dachstübchen so licht, so schwebend – dem Himmel so nah. -- Ella sieht nicht „die Szene“. Sie sieht den ganzen, nicht aufhaltbaren Abstieg. Sie sieht die Schwindsucht, die sich in die Schatten der Wände frisst. Sie sieht die Liebe, die zu groß ist für die immer enger werdenden Räume.

Und dann die Stimme. „Wie eiskalt ist dies Händchen“ — und Ella ist verloren. Sie weint. Nicht leise, nicht diskret. Sie ist verheult, erschüttert, verwirrt. Sie weint, weil etwas in ihr aufbricht, das sie noch nicht kennt. Und sie schämt sich. Natürlich schämt sie sich. Sie ist verheult, überfordert.

Und dann dieser ältere Herr neben ihr — Ö., der es längst gesehen hat. Er nimmt sie in den Arm, ganz selbstverständlich, ohne Pathos, ohne Fragen. - „Ach Mädel.“

Während oben der Saal warm ist, voller Parfum und Erwartung, sitzt Fred unten im Unterboden. Ein Raum ohne Glamour. Ein Raum aus Metall, Holz, Seilen, Werkzeugen. Ein Raum, der nach Arbeit riecht. Heute ist ein schwieriger Abend. Schnelle Umbauten. Kaum Pausen. Kaum Luft.

Das Dachstübchen. Der bürgerliche Salon. Die kleine Kammer. Der modrige Keller. Vier Räume, die in Minuten entstehen und verschwinden müssen. Vier Atmosphären, die präzise sitzen müssen, damit oben niemand stolpert — weder die Sänger noch die Illusion.

Fred sitzt da, die Partitur aufgeschlagen. Nicht, weil er „musikalisch“ sein will. Sondern weil er Timing versteht. Er liest nicht die Musik. Er liest die Einsätze. Hier der Lichtwechsel. Dort das Podest. Gleich der Tisch. Später der Keller. Er hört die Musik nicht wie Ella. Er hört sie wie ein Mechaniker. Als Ablaufplan. Als Struktur. Als Ordnung. Und plötzlich merkt er, was er alles kann.

Er weiß, wann der Spot kommt. Er weiß, wann der Salon wechselt. Er weiß, wann die Mansarde verschwinden muss. Er weiß, wann der Keller hochfährt. Er weiß es, bevor jemand etwas sagt. Und die anderen merken es. „Fred, du machst heute die Einsätze.“ Ein Satz, der nichts Besonderes ist — und für ihn alles.

Denn es ist das erste Mal seit Jahren, dass jemand ihm etwas zutraut, ohne Misstrauen. Er ist gefragt. Nicht, weil er sich beweisen muss. Sondern weil er etwas kann, das selten ist: Er kann Musik in Bewegung übersetzen.

Und während oben Ella weint, weil die Kunst sie trifft, sitzt Fred unten und spürt: Ich gehöre hierher. Nicht oben. Nicht im Licht. Aber hier. In der Mechanik der Schönheit.

Tage später sitzt Ella hinten im Zuschauerraum. Nicht als Besucherin. Nicht als Kritikerin. Sondern als jemand, der sehen will, wie etwas entsteht. Sie mag diese Abende. Das Unfertige, die kleinen Katastrophen. Die Arbeit. Heute: *My Fair Lady*. Endprobe. Ein Durchlauf, der hängen bleibt.

Der Regisseur Ö. ist nicht charmant. Nicht geduldig. Er brüllt die Technik zusammen. Aus Ärger. Aus Notwendigkeit. Die Umbauten dauern zu lange. Der Übergang vom Blumenladen zum Ballsaal ist zu schwerfällig. Die Drehbühne hängt. Die Möbel stehen falsch. Die Tempi stimmen nicht.

Ella sieht das alles — und sie sieht, wie der Raum sich aufheizt.

Nach dem dritten Fehlversuch wird es still. Ö. holt die Stoppuhr. „Nochmal.“ Die Technik sortiert sich. Nicht beleidigt. Nicht eingeschüchtert. Sondern fokussiert. Und diesmal: die Handgriffe sitzen. Die Wege stimmen. Die Tempi greifen ineinander. Die Übergänge fließen.

Ella sieht es. Sie sieht, wie Arbeit zu Kunst wird, ohne dass jemand es so nennt.

Ö. ist kein Mann, der lobt. Er ist ein Mann, der fordert. Aber diesmal klatscht er. Einmal. Kurz. Trocken. Und die Technik weiß: Das ist viel.

Ella sieht die Männer und Frauen unten an der Bühne, wie sie sich kurz ansehen, wie ein kleines, stilles Lächeln durch die Reihen geht. Und dann sieht sie ihn. Er steht etwas abseits. Arbeitssachen. Handschuhe. Ein Bleistift hinterm Ohr. Die Partitur aufgeschlagen. Ein Bier für später. Der Plan für morgen unter dem Arm.

Ella sieht: Er gehört hierher. Nicht als Besucher. Nicht als Freund. Sondern als jemand, der etwas kann. Sie sieht ihn arbeiten, und sie versteht ihn zum ersten Mal ohne Worte.

Christians Hochzeit. Es ist ein warmer, freundlicher Sommertag. Ein Fest, das eigentlich leicht sein sollte. Eine christliche Familie, die offen, herzlich, einladend ist. Ein Tisch voller Kuchen, Kinder, Stimmen, Hände, die sich finden.

Und dann Christian.

Er ist nicht aufgeregt. Nicht feierlich. Er ist ernst. Er hat etwas gehört, das er nicht für sich behalten kann. Er erzählt nicht laut. Er erzählt nicht für alle. Er erzählt in die Runde derer, die es verstehen können. Von internen Mitteilungen. Von Gesprächen im Kirchenkreis. Von Druck. Von Überwachung. Von Angst. Von der Frage, wie weit der Staat gehen wird.

Und dann sagt er es:

„Der Pastor Brüsewitz... er hat sich verbrannt. Auf offener Straße. Vor der Kirche.“

Stille.

Es ist die Stille eines moralischen Erdbebens.

Ella denkt: Wie verzweifelt muss ein Mensch sein, um zu so einem Entschluss zu kommen. Ein „Einzelgänger“. Ein „Fanatiker“ - die offizielle Version. Das passt nicht. Das erklärt nichts. Das beruhigt niemanden.

Sie spürt: Da ist etwas, das nicht stimmt. Etwas, das größer ist als Worte. Etwas, das brennt.

Fred sitzt daneben. Er sagt nichts. Er kann nichts sagen.

Er kennt Härte. Er kennt Gefahr. Er kennt Verstörung. Er kennt Menschen, die an Grenzen gehen. Aber das hier ist anders.

Ein Mensch, der sich selbst anzündet aus Verzweiflung.

Er ist fassungslos. Nicht laut. Nicht sichtbar. Es ist eine Fassungslosigkeit, die stumm macht.

Er denkt: Wenn einer so weit geht... dann stimmt etwas Grundlegendes nicht.

Das Leben geht weiter. Natürlich geht es weiter. Es muss weitergehen.

Ein neues Theater. Eine kleine Stadt. Ein kleiner Betrieb. Ein Ensemble, das gerade ausgeflogen ist. Leere Räume. Unsortierte Ablagen. Ein Haus, das auf einen neuen Anfang wartet.

Ella und Fred kommen an. Die Schauspieler und das Regieteam sind ebenfalls neu. Es ist ein vorsichtiges Abtasten. Möglichkeiten ausloten für einen Spielplan.

Nur drei Monate später donnert die Nachricht wie eine Lawine in unser aller Leben – die Ausbürgerung Biermanns.

Sie trifft alle. Die Künstler. Die Intellektuellen. Die Theater. Die Arbeiter. Die Jungen. Die Alten. Im ganzen Land.

Die Fassungslosigkeit wird zur Wut.

Die Wut wird zur Haltung.

Die Haltung wird zur Entscheidung.

Leise, aber unaufhaltsam.

Und der Riss öffnet sich in zwei Richtungen: das System verlassen – wie viele oder es unterlaufen – wie die anderen.

Plötzlich steht da ein Theater wie ein Haus, das atmet wie ein Organismus unter Druck. In der Kantine ist es still, als säße dort niemand. Die Blicke verlieren sich im Raum, weil jeder vor einer Begegnung Angst hat.

Die Frage, die Ella und Fred nicht aussprechen können: Bleiben wir? Oder gehen wir? Oder bleiben wir — und unterlaufen?

Ella schreibt in ihr Tagebuch:

Ich hatte sein Konzert im Radio gehört, nicht laut, eher so nebenbei. Und dann passiert's – ein Schluchzen, die Stimme bricht.

Dass er mit den „armen Stasi-Schweinen“ wenig Mitleid hatte – bekannt.

Dass er Auftrittsverbote im öffentlichen Raum hatte – bekannt.

Dass er nur noch in Kirchen singen durfte – ebenso.

Dass die Genossen versucht waren, ihn loswerden zu wollen – denkbar.

Aber bisher war es ein Kampf mit offenem Visier. Ein Ringen, das man sehen konnte. Ein Konflikt, der wenigstens Namen hatte.

Und jetzt:

Sie lassen ihn ausreisen – Konzertreise in den Westen. Und dort, auf offener Bühne, sagen sie: „Wir entziehen dir die Staatsbürgerschaft.“

Das ist keine Maßnahme mehr. Das ist ein Schnitt ins Fleisch. Eine Perfidie, die sich nicht überbieten lässt.

Und plötzlich – ich hatte es nicht gesucht – auf einem Babygesicht spiegeln sich Altmännerfaxen.

Da dachte ich zum ersten Mal grundsätzlicher: Eine Staatsbürgerschaft ist ein Vertrag, den ich nie unterschrieben habe.

Die Kunst der Tarnung – Das Niemandsland der Künstler

Spuren im Schnee

Es gibt eine Zone, die in keinem Atlas verzeichnet ist:

Das Niemandsland der Künstler.

Musiker, Maler, Modemacher – wie die Sybille-Leute im Osten –

sie lebten zwischen den Systemen, zwischen den Zeilen.

Nicht gefeiert, aber anders.

Ich denke oft: Ihre Werke sind wie Spuren im Schnee.

Nicht für den Ruhm gemacht, sondern für das Leben.

Und manchmal fragt Ella sich:

Wer schreibt ihr Arbeitsjournal?

Ein Gitarrist im Teppichladen.

Zwischen Persern und Polypropylen. Er lächelt Kunden an, zeigt Knotenarten, verkauft Teppiche mit dem Charme eines Bühnenmenschen.

Abends spielt er. In Kellern, auf Bühnen, bei Proben. Sein Herz schlägt im Takt, nicht im Verkauf.

Er ist nicht allein.

Maler, die als Hausmeister arbeiten.

Bildhauer, die Regale montieren.

Musiker, die tagsüber schweigen, um nachts laut zu sein.

Denn im Osten galt: Fest angestellt oder gar nicht. Frei arbeiten?

Das hieß: frei von Einkommen, frei von Absicherung – aber nicht frei von Sehnsucht.

Und immer in der Panik vor dem „Asozialen“-Paragraphen – je nach politischer Wetterlage, konnte nämlich auch im Knast landen, wer keiner "ordentlichen" Arbeit nachging. Da konnte schon ein netter Nachbar ausreichend sein.

Aber es gab auch den umgekehrten Weg: wer unliebsam aufgefallen, wurde zur Bewährung in die Produktion geschickt.

Und das galt quer durch alle Kunstgenres. Sie waren die wirklichen Grenzgänger im Land.

Die Malerin im Museum.

Sie war Malerin. Aber nicht im Verband. Und wer keinem Verband angehörte, gehörte offiziell zu niemandem. Also saß sie im Museum. Stundenlang. Nicht um zu lernen, sondern um zu überleben. Ein schmaler Lohn für stilles Dasein.

Zwischen Gemälden, die sie nie hätte malen dürfen. Zwischen Besuchern, die sie nie hätte ansprechen sollen. Sie war da – sichtbar und doch getarnt. Die Kunst war ihr Beruf, aber nicht ihre Beschäftigung.

Denn im Osten galt: Ohne Verband kein Auftrag. Ohne Auftrag keine Anerkennung. Ohne Anerkennung kein Leben als Künstlerin.

Gerd Schönfeld – Friedhofsgärtner und Dichter

Berliner Junge, hochintelligent mit einem irreparablen Schaden auf sein Sprachzentrum – er stotterte – manchmal gottserbärmlich.

Er war seit Jahren trocken – wir brauchten einen Musiker – er war klassisch ausgebildet und sympathisch – also kriegte er einen Vertrag – Zeit zum Verschnaufen. *Er war da – sichtbar und doch getarnt.*

Als alles zu Ende war, wurde er wieder Friedhofsgärtner und schrieb vor seinem Tod noch ein Büchlein: was für ein Schatz! – Gerd Schönfeld „Schackelstern“, BasisDruck 2013

Die Ästhetik der Opernbühne ändert sich fundamental – Ella sieht Ende der 70iger – Anfang der 80iger im Fernsehen – also noch mal gefiltert durch ein anderes Medium - eine „Brünhild“-Aufführung vielleicht aus Salzburg, vielleicht auch von anderer internationaler Bühne ...

Das war krass: – Spitze, gratige Felsenlandschaft. – Kalt. Hart. Karg. Unbarmherzig. Und die Landschaft dazwischen so offen. Die Kostüme zeitlos. -

Vor diesem Hintergrund kein Platz mehr für Winkelzüge, diplomatische Floskeln. – Dort landen Gunter und Siegfried und es wird verdammt schwer Brünhild zu besiegen. – Es gelingt nur durch finsternen Betrug.

Unglaublich intensiv, wie die Stimmen der Sänger mit dieser Szenerie verschmolzen in einer Klarheit, die selbst die kulturellen Unterschiede der Protagonisten nicht leugnete.

Es war sowieso die Zeit des Fließens: das Tanztheater Pina Bausch mit ihrer völlig anderen Vorstellung von Ballett und Körperlichkeit.

Die Oper, die sich aus ihrer jahrzehntelangen Bräsigkeit erhebt zu etwas lustvoll Neuem.

Ernste Musik und Unterhaltungsmusik schwappen ineinander – vielleicht die kreativste Zeit am Ende des letzten Jahrhunderts.

Als C. kommt, läuft ihm die Fama voraus

Überheblich, arrogant und so... – Kolportiert wurde auch, er sei strafversetzt worden. Absoluter Quatsch. – In dem kleinen Theater war gerade eine künstlerische Crew mit Regisseuren und Darstellern ausgeflogen und bis auf Reste ehemaliger war alles frei.

Ella hatte in Greifswald das unglaubliche Glück, für diese Zeit sehr gutes und modernes Musiktheater zu sehen, getragen von sehr engagierten Künstlern. – Der Neutöner Penderecki mit einer 1-aktigen Oper vor klarer unverstellter Bühne. Im Schauspiel fanden sich zu der Zeit eigentlich nur „Bonbons“ – schön eingepackt aber hohl – und das wars.

Als Ella Cs. erste Proben besucht – voller Neugier, aber auch Vorsicht, was sie da erwartet, weiß sie noch nicht, dass ihre Suche nach einem Theater der Gegenwart hier enden wird.

Es geht zunächst ohne Sprache: mit Pausen, mit Blicken, mit Wahrnehmung.

Die Sprache kommt nicht auswendig aufgesagt, nicht aus dem Kopf, - sondern aus dem Körper. –

Endlich war das da, wonach sie so lange gesucht hat. – Sie tun auf der Bühne nicht als ob – sondern sie machen es jetzt, hier – tastend, schrill, verstörend – aber immer echt.

Die Kantine um zehn Uhr.

Der Tisch steht da wie immer. Der Kaffee dampft. Die Uhr tickt. Niemand sagt: „Jetzt geht’s los.“

Sie kommen einfach. Einer nach dem anderen.

Ella sitzt schon. Notizbuch geschlossen. Blick offen. Sie liebt diese Minuten, in denen noch nichts entschieden ist und doch alles möglich. Die Freiheit des Ungewissen.

C. kommt zuletzt. Er setzt sich nicht an die Stirnseite, sondern irgendwo. Er schaut nicht in die Runde. Er schaut in den Raum.

Es ist still. Aber nicht ohne Bewegung. Jemand erzählt etwas Belangloses. Jemand lacht. Jemand schweigt. Jemand rückt seinen Stuhl.

Manchmal erklärt er auch seine Idee von dem, was gleich passieren wird.

Eine Spannung baut sich auf, langsam, wie ein Gedanke, der sich durch alle zieht. Noch ein Schluck aus der Tasse. Noch eine Nachfrage. Noch eine Abstimmung.

Und plötzlich — ohne Zeichen, ohne Ansage — steht einer auf.

Nicht C. Irgendwer.

Und die anderen folgen. Weil der Moment da ist.

Sie gehen in den Probenraum. Kein Gong. Kein Ruf. Kein „Achtung“.

Nur ein kollektives Wissen: Jetzt beginnt es.

Und alles, was am Tisch war — das Lachen, das Schweigen, die Müdigkeit, die Spannung — geht mit.

Von außen sieht es aus, als würden sie nichts tun. Als würden sie trödeln, reden, Kaffee trinken.

Ein Missverständnis, das sich hartnäckig hält.

Aber Ella weiß: Das hier ist Arbeit. Die eigentliche. Sie stimmen sich miteinander ein.

Zur Abendvorstellung. Es ist nicht Shakespeare. Es ist Opernlibretto, Provinz, alles.

Am Einlass strömt das Publikum, erwartungsvoll. Ratlos. Ein Gymnasiallehrer mit dickem Shakespeareband unter dem Arm – er wird sich durch fremde Szenen blättern, ohne Halt.

Bevor Othello beginnt, sprechen zwei andere. Nicht laut, nicht offiziell – aber mit einer Wahrheit, die sich nicht inszenieren lässt.

Auf der schwarzen Bühne, die bis zur Brandmauer reicht, kauern zwei Damen in Pelzmänteln. Die Dünnere sagt in die Stille:

„Ich hab so Angst vorm Frieren.“

Ein Satz, der eigentlich nichts bedeutet. Und doch alles.

Ella sitzt im Zuschauerraum und spürt, wie der Satz in ihr nachhallt.

Nicht wegen der Bühne, auf der es immer zog wie Hechtsuppe. Sondern weil er etwas traf, das sie nicht benennen konnte: eine Kälte, die nicht meteorologisch war.

Eine Kälte, die in Gesprächen lag, in Blicken, in Pausen. Eine Kälte, die sich in den letzten Monaten in die Räume geschlichen hatte, ohne dass jemand sie aussprach.

Sie dachte: *Vielleicht haben wir alle Angst vorm Frieren. Und keiner sagt es laut.*

Fred sitzt oben im Tonraum. Er hört den Satz nur gedämpft, durch Holz und Glas. - Aber er spürt dieselbe Kälte — nicht als Gedanke, sondern als Druck im Brustkorb. Etwas in der Welt hat sich verschoben. Etwas, das nicht mehr zurückgeht.

Der Satz bleibt hängen. Wie ein Vorzeichen. Wie ein Riss.

Dann passiert es.

Der Brief liegt im Hausflur. Ein unscheinbarer Umschlag, grau, amtlich, ohne Handschrift. Fred hebt ihn auf, ohne etwas zu ahnen. Er reißt ihn auf, liest die ersten Zeilen — und die Luft wird knapp.

Er setzt sich auf die Treppe. Er hält den Brief wie etwas, das brennt. Er sagt nichts. Er hört seinen eigenen Puls.

Ella findet ihn dort. Er sieht sie an, aber nicht wie sonst. Nicht wach, nicht konzentriert, nicht geerdet. Sondern wie jemand, dem der Boden weggezogen wurde.

Sie liest den Brief. - Es gibt nichts zu sagen.

Nur die Kälte, die plötzlich einen Namen hat. Fred muss zur Armee.

Die Schräge war ein Monster. Grammophon, Tisch, Stühle – Vater, Mutter, Kind. „Glocken der Heimat“, leiernd wie aus einer anderen Welt.

Die Tochter fliegt. PLOPP. Der Allerwerteste im Grammophon. Musik verstummt.

Der Tonmeister blass wie ein Bühnengespenst. Maske tritt auf: „Wir probieren was.“ Sekundenkleber oder Hexerei.

Die Schellack-Reste knarzen, zirpen, schrubbten. Ein Klagelied aus der Tiefe der Rillen.

Das Publikum wird nie erfahren, wie schön das Original war. Aber diese Klangverzerrung war echt. So echt wie Müllers „Schlacht“.

Ella ist für die „Schlacht“ im Archiv. Zwischen Akten findet sie eine Ortsangabe: ein Nazigefängnis für Deserteure, hier in der Stadt, bis Anfang 1945 in Betrieb. Mit Hinrichtungen.

Sie fährt mit einer jungen Fotografin hin. Das Gelände: ein Getreidelager. Nichts erinnert an das, was war.

Die Arbeiter freundlich, fast verlegen. Sie lassen sie in den Keller. Weißgekalkte Wände. Eingeritzte Daten. - Warten auf die letzte Stunde.

Oben erzählt ein Arbeiter, dass einmal ein Mann aus dem Westen kam. Sein Angehöriger war hier hingerichtet worden. Als er sah, was aus dem Ort geworden war, warf er seinen Kranz wütend aufs Getreide.

Die Stadt kennt diesen Ort nicht. Nicht offiziell. Nicht im Gedächtnis.

Sie machen Fotos fürs Programmheft.

Nach der Veröffentlichung wird Ella der Archivzugang verweigert. Ohne Begründung. Der Ton im Haus kippt.

Zuträger, Gerüchte, kleine Sticheleien. Sie weiß nicht, von wem. Nur: Die Bedrohung ist da. Und sie rückt näher.

Als Fred zurückkommt, ist er verändert. Nicht „krank“. Nur schmaler, blasser, verletzlicher — wie jemand, der zu lange in einem Raum ohne Fenster war. Er sitzt da, als würde er frieren.

Ella hat eine schlaflose Nacht. Sie weiß: Fred kann so nicht weiterarbeiten. Nicht in diesem Haus, nicht unter diesem Druck, nicht mit diesen Auseinandersetzungen, die in letzter Zeit zunehmen.

Ella macht einen Vorschlag. Kein großer Plan, eher eine pragmatische Lösung:

Fred soll das neue Kabarett musikalisch begleiten. Er hat das Gefühl für Timing, für Übergänge, für Rhythmus. Und es würde ihn aus der Schusslinie nehmen.

Gleichzeitig soll er nach Leipzig gehen, berufsbegleitend Theaterwissenschaft studieren. Der Intendant hat es bereits genehmigt. Es war ein Weg. Nicht nach oben. Aber nach vorn.

Die Kabaretttruppe ist klein: zwei junge Frauen, zwei junge Männer — frisch, neugierig, ein wenig in Konkurrenz zum Rest des Ensembles. Und Fred am Klavier.

Sie ziehen über Land: Kulturhäuser, Dorfclubs, Jugendheime, die Kultursäle der Armee. Räume, die nach Bohnerwachs riechen, nach Kohleofen, nach feuchter Gardine. Räume, in denen man jedes Räuspern hört, jedes Lachen, jedes Zögern.

Die vier spielen mit Energie - manchmal zu viel, manchmal zu wenig. Aber Fred: Fred atmet mit ihnen. Er drängt nicht.

Er zieht nicht. Er hält. Wenn eine Pointe zu früh kommt, fängt er sie auf. Wenn ein Lied zu spät beginnt, hält er den Raum.

Wenn jemand den Text verliert, legt er einen Ton hin, der hilft, ohne zu helfen.

Die Schauspieler lieben das, weil er ihren Ton trifft — nicht musikalisch, sondern menschlich.

Nach den Vorstellungen sitzen sie noch kurz zusammen. Kein Feiern. Nur ein Moment von Erschöpfung und Ruhe. Fred mit einem Bier, die Partitur neben sich, die Hände noch warm.

Es ist die erste Zeit seit Monaten, in der er nicht kämpfen muss. Nur arbeiten. Nur hören. Da sein. Ella sieht: Das ist ein Weg. Nicht die Lösung. Aber ein Weg.

Leipzig ist kein Studium. Es ist ein Schutzraum. Ein Ort, an dem Fred nicht funktionieren muss, sondern denken darf. Berufsbegleitend, unauffällig, vom Intendanten genehmigt, der mehr versteht, als er sagt.

Ella formuliert es nicht als Rettung, sondern als Möglichkeit: „Du liest Musik wie andere Menschen Pläne. Du verstehst Abläufe.“

Du siehst, wie Theater gebaut ist.
Geh nach Leipzig. Mach das nebenbei. Es wird dir helfen.“

Fred nickt. Nicht aus Überzeugung. Aus Erleichterung. Ein Weg nach vorn. Aus der
Schusslinie. Zurück in die Welt. Es scheint, als würden seine Schultern sinken.

K. arbeitet an seinen letzten Inszenierungen vor dem Weggang in den Westen. Im Theater ist
er geschützt — ein Raum, den er sich mit den Schauspielerinnen seiner Wahl gebaut hat,
abgeschirmt vom Draußen, so gut es eben geht. – Er will in Ruhe gelassen werden.
Deshalb weigert er sich, irgendwelche Konzeptionen einzureichen beim Bezirk, Abt. Kultur.

Das versteht Ella, denn er will eine Premiere als Ergebnis und nicht vorher gestoppt werden.

Sie weiß aber auch, es wird einen unglaublichen Wirbel geben, der zu diesem Zeitpunkt viel
zu früh und für alle ungelegen sein dürfte. Also fasst sich ein ein Herz. –

Am Abend nach einer Probe. Sie wird mit ihm reden. – Er: hochgezogene Augenbraue. Sie
schlägt ihm einen Deal vor: sie schreibt ein kurzes Konzept, er liest, er ändert, er segnet ab –
und der Bezirk hat, was er will.

Ella bringt eine rührende Geschichte über den spanischen Bürgerkrieg zu Papier, die in die
Intrigen, Suizidversuche und die gegenseitige Kontrolle im Hause der Bernarda Alba führt.
Nicht mehr.

K. liest. Schmunzelt. So geht der Text ab.

Die Klaustrophobie des Ostens hätte man nicht besser beschreiben können. Es sind Ellas erste
subversive Schritte auf vermintem Terrain.

Und weil es funktionierte, wiederholen sie es. Diesmal französischer Boulevard: „Man spielt
nicht mit der Liebe“. Frankreich 19. Jahrhundert. Restauration — eine Gesellschaft wie
eingefroren.

Die Bühne karg. Himmelblauer Himmel. Schnee rieselt aus dem Schnürboden. Die Welt friert
ein.

Die Landlady im Rollstuhl, schwere Decke über den Knien. Die Junge im roten Kleid — ein
Blutfleck im Weiß.

Den Genossen gefiel nicht, was sie sahen, aber sie konnten es nicht greifen, ... sie ahnten nur, Sie wussten nicht.

Ella hört zu der Zeit viel Strawinskys „Eulenspiegels lustige Streiche“ – muss abgefärbt haben.

Der Rat des Bezirkes drängt auf einen Intendantenwechsel. Der alte, wundervolle Patriarch soll in Rente gehen. Ein Neuer aus Berlin — Studentenbühne, ehrgeizig, mit Auftrag — soll übernehmen. Der Zielpunkt ist klar: den Augiasstall ausmisten.

Die Atmosphäre in der Stadt kippt. Gerüchte machen die Runde, dass die „Faxenmacher“ schuld seien, wenn die Möbelfabrik geschlossen wird. Menschen, die Ella täglich begegnen, schauen plötzlich angestrengt in ein Schaufenster. Oder wechseln die Straßenseite, um sie nicht grüßen zu müssen.

Zur neuen Spielzeit ist es so weit. Die neue Leitung besteht aus einem Philosophen mit Theaterneigung, einem Regisseur, der hier vor Jahren seine Abschlussinszenierung gemacht hat — Ella kennt ihn — und einem Schauspieler.

Zunächst führt der Neue Doppelstrukturen ein: zwei Oberspielleiter, zwei Chefdramaturgen. Beide Stränge arbeiten unabhängig voneinander. Es wirkt wie ein Kompromiss. Aber es hält nicht lange.

Weil sich Ella und der von ihm auserwählte stückführende Regisseur zu gemeinsamer Arbeit treffen, wird dieser der Regie enthoben.

Jetzt übernimmt der Intendant selbst. Er hat alles, er weiß alles. Sie denkt: *er kennt alles. Nur nicht Kleists Schmerz.*

Ella zieht sich heraus. Für beide eine Erleichterung.

Ella muss zur Kreisleitung der SED. Der Flur ist zu hell. Zu viele Türen. Zu viele Schritte hinter Türen.

Ella merkt, wie ihr Mund trocken wird, als hätte sie Schleifpapier verschluckt. Der Raum ist voll von Menschen, die so tun, als wüssten sie etwas.

Ein Genosse sagt ihren Namen. Ein anderer sagt „Artikel“. Ein dritter sagt „Hinweise“.

Ein vierter sagt „Verdacht“.

Ella hört die Worte, aber sie fügen sich nicht. Sie weiß nicht, was in dem Artikel steht.

Sie weiß nicht, ob K. etwas geschrieben hat, das sie betrifft.

Und dann dieser kleine Satz, der in ihrem Kopf aufblitzt: *Ach so. Die Genossen lesen theater heute.*

Er ist kaum gedacht, da bohrt schon der nächste: *Was wissen die, was ich nicht weiß.*

Das ist der Satz, der ihr Herz schneller schlagen lässt. Nicht Schuld. Nicht Scham. Nur dieses Nichtwissen, das wie eine Hand an ihrem Hals sitzt.

„Sie müssen sich erklären“, sagt jemand. Ella schluckt. Der Hals bleibt trocken. „Wofür?“, fragt sie leise. Es klingt nicht trotzig.

„Das wissen Sie doch“, sagt einer. Sie weiß es nicht. Sie weiß gar nichts. Ella blinzelt. Sie versteht nicht. Wie kann man über etwas urteilen, das man nicht gesehen hat.

„Aber es wurde gemeldet“, sagt einer. „Es gibt Hinweise“, sagt ein anderer. „Es muss etwas drinstehen“, sagt ein dritter.

Sie spürt, wie ihr Atem flacher wird. Wie die Stille im Raum dichter wird. -

„Ich würde ihn gern lesen“, sagt sie schließlich.

Es ist kein Mut. Es ist ein Versuch, Ordnung in ihren Kopf zu bekommen.

„Das ist nicht möglich“, sagt jemand. Ella senkt den Blick. Sie spürt, wie etwas in ihr nachgibt. Sie weiß immer noch nichts.

Aber jetzt weiß sie, dass sie es hier auch nicht erfahren wird.

Draußen auf dem Flur ist es kühler. Ella lehnt sich kurz an die Wand. Die Stimmen aus dem Raum klingen gedämpft.

Sie reden weiter, obwohl sie gegangen ist. Sie reden über etwas, das sie nicht kennen. Über einen Artikel, den keiner gesehen hat. Über Hinweise, die keiner benennen kann.

Ella atmet ein. Zum ersten Mal seit Stunden geht der Atem durch. Wenn sie nichts wissen, denkt sie, wenn sie nichts haben, dann will ich es wissen. Sie geht die Treppe hinunter. Sie spürt ihre Schritte wieder.

Berlin ist weit. Aber der Gedanke ist klar. Ich will es sehen. Ich will wissen, was wirklich drinsteht. Ich will nicht länger im Nebel sitzen.

Berlin. Der Lesesaal des Theaterverbandes, der nach Papier riecht und nach nichts weiter. Sie schlägt das Heft auf. Sie liest.

Ein Foto. Ein paar harmlose Sätze über eine Bühne. Keine Enthüllung. Keine Kritik. Keine Gefahr.

Der ganze Wirbel: heiße Luft. Sie dankt K. im Stillen – für die Normalität, die er geliefert hat, und für die Absurdität, die er entlarvt hat.

Ab jetzt muss Ella alles vorlegen. Programmhefte, Texte, Notizen. Der Intendant nickt, der Kreml lehnt ab. Ohne Begründung. Ohne Logik. Ohne jedes Gefühl für die eigene Lächerlichkeit.

Die Kontrolle ist total – und gleichzeitig völlig orientierungslos.

Ella schreibt. Drei Varianten fürs Programmheft. Dzierżyński. Kafka. Und eine dritte, die noch besser ist.

Die Genossen sollen lesen, bevor sie entscheiden. Ein Gedanke, der leiser ist als ein Lächeln. Sie legt sie in die Schublade wie Waffen, die niemand benutzen sollte.

Das Spiel wird beendet, bevor es beginnt. Vielleicht hat jemand gemerkt, wie albern es ist. Vielleicht war es genau das. Die Macht stolpert über sich selbst – und merkt es nicht einmal.

Ein großer Saal, voll mit Menschen, die gelernt haben, die Welt zu erklären. Ein bedeutender Psychiater tritt ans Mikrofon.

Er sieht in sein überfülltes Wartezimmer hinein und sagt den Satz, der durch die Reihen fährt wie ein Stromschlag:

"Nicht die Menschen sind krank. Die Gesellschaft ist krank."

Applaus. Aber kein lauter. Eher ein wissender. Ein kurzer Moment von Klarheit, der nur unter den Eingeweihten zündet.

Ein Riss im Vorhang, den man sofort wieder schließt.

Als der Applaus verebbte, wusste Ella, dass dieser Satz gefährlich war.

Und sie wusste auch, warum er sie so traf. *Sie hatte einen Menschen aus der Balance fallen sehen.*

Seit jener Nacht spürte sie, warum sie bei Fred blieb — vielleicht nicht aus Nähe, sondern aus Verantwortung.

Der Auftrag

Ein schwarzer, leerer Bühnenraum. Ein Podest-Umlauf, schwarz wie eine Umrandung. Diffuses Licht, das keine Richtung kennt.

Drei Emissäre, ausgesandt vom französischen Konvent, unterwegs nach Jamaika, um die Revolution zu entzünden.

Debuisson als Tarnung – der Sohn eines Plantagenbesitzers. Galloudec, der bretonische Bauer. Sasportas, der Sohn der Sklaverei.

Auf dem Weg dorthin hat sich die Macht verschoben. Der Konvent ist gestürzt. Die Revolution ist abgeseigt. Es gibt keinen Auftraggeber mehr.

Die Revolution auf Jamaika geht schief. Drei sind auf der Flucht.

Für Jamaika ist Debuisson der heimkehrende Sohn eines Plantagenbesitzers. Niemand erwartet Revolution. Niemand folgt Paris. Er kann gehen. Galloudec und Sasportas nicht.

Der Mann im Fahrstuhl

Ein Staatssekretär. Teurer Anzug. Weißes Hemd, das nach Ordnung riecht. Eine Krawatte, geordert bei Madame X, ein teures Label. Nichts Altbackenes. Nichts Gewagtes. Ein Mann, der weiß, wie man sich zeigt.

Er fährt zu seinem Chef, den er in Gedanken immer die Nummer Eins nennt.

Der Fahrstuhl spielt verrückt. Die Anzeige rast – hoch, runter, hoch, runter – als hätte die Gravitation den Dienst quittiert. Es gibt kein Halten.

Er kann nirgends aussteigen. Er weiß nicht mehr, wo er hin muss. Er weiß nicht mehr, wo er hin will. Er weiß nicht mehr, ob jemand auf ihn wartet.

Der Schweiß bricht aus. Die Luft wird dünner. Die Krawatte enger. Er löst den Knoten. Er rutscht an der Wand entlang.

Die Nummer Eins ist ihm egal. Er kann sich nicht einmal mehr an ihn erinnern.

Er will nur raus. Er will nur leben.

Die schwarze, schwere Tür in der Brandmauer öffnet sich. Eine Öffnung in die reale Welt. Unwirklich.

Heller Abend draußen. Grüne Bäume. Vogelgezwitscher. Ein roter VW-Käfer, der die Straße hochfährt.

Debuisson steigt ein. Er fährt weg. Einfach so. Weil er heimkehren darf. Weil seine Tarnung weiter gilt. Weil seine Haut ihn schützt.

Galloudec und Sasportas tragen keine Masken. Nur ihre Haut. Und die bedeutet den Tod.

Sie werden gefangen. Sie hängen in Netzen. Ihr Schicksal ist besiegelt.

Nur die Tür bleibt offen. Ein Loch in der Wand, das zeigt, dass die Welt draußen weitergeht — und drinnen etwas endet.

Der Clubraum. 80 Zuschauer. Jeden Abend. Ella sieht die offene Tür vor sich und wie die Luft da draußen atmet.

Sie weiß, was eine offene Tür in diesen Jahren bedeutet.

Sie spürt: die Menschen atmen anders. Etwas arbeitet in ihnen, ohne dass jemand es ausspricht.

In den schlimmsten Zeiten fällt Ella ein Reclam-Bändchen über Hercules Seghers in die Hände. Die Anna hat sich nach ihm benannt. Seine Radierungen sehen aus, als hätten sie das Innerste nach außen gestülpt.

Blessuren. Wunden. Grinde.

Wenn Ella im September durch die Straßen geht und die Bäume ihre Blätter trocken zerkrumpeln, dann ist da nur tiefer Schmerz.

Dicht am krank. Und trotzdem nicht totzukriegen.

Sie glaubt daran, dass es Bücher gibt, die uns finden. Manche Kunstwerke sind Verbündete im Schmerz.

Sie sprechen nicht über ihn. Sie sind er.

C. probiert „Trommeln in der Nacht“.

Etwa zwei Wochen vor der Premiere erleben alle Mitwirkenden einen Schock. Zur Probe am Morgen war einer der Hauptdarsteller nicht erschienen. Völlig ungewöhnlich für einen absolut zuverlässigen Kollegen.

Mittags erfährt C. durch die Intendanz, dass der Kollege in Untersuchungshaft sitzt. Keine Antwort auf die Frage „Warum“.

Wie jetzt weitermachen. – C. entscheidet übers Wochenende die Rolle mit einer Frau zu besetzen. – Die Heimkehrer Geschichte erfährt dadurch eine Drehung um 180 Grad. Die Proben laufen weiter.

Bis zur Premiere sind noch genau sechs Tage. Am Donnerstag, zur wöchentlichen Arbeitsberatung, ist zu erfahren, dass am morgigen Abend keine Generalprobe stattfinden wird und am Samstag auch keine Premiere.

Die Termine sind bereits lange öffentlich bekannt, auch überregional.

Stattdessen ist vorgesehen in Abstimmung mit der Bezirksleitung der SED und dem Kulturreferat beim Rat des Bezirkes – eine Arbeitsprobe mit anschließendem Gespräch mit dem Inszenierungsteam.

Jeder fühlt es vage: Die Machtprobe steht bevor.

Viele Freunde, Kollegen, Theaterinteressierte aus der DDR sind angereist zur Generalprobe. Gegen 19 Uhr ist der Theatersaal zur Hälfte mit diesen Gästen gefüllt.

Der Intendant betritt den Raum. In seinem Schlepptau die Abordnung des Bezirks und des Theaterverbandes. Seine Stimme verschafft sich Gehör mit der Ankündigung, die Probe sei nicht öffentlich. Die Anwesenden hätten den Raum zu verlassen.

Ein Sturm der Entrüstung.

Nach 10 Minuten erscheinen die „Götter“ wieder. Der Intendant beruft sich auf sein Hausrecht. Wenn der Saal nicht in Kürze geräumt sei, werde er ihn durch die Bereitschaftspolizei räumen lassen.

Bestürzte Reaktionen: „Künstler und Juden raus. Das hatten wir hier schon mal in Deutschland.“
Die Gäste wirken wie verschreckte Kinder. Ratlosigkeit. Langsam tröpfeln alle aus dem Raum.

Hinter der Bühne ist Chaos: „Für die erzwungene Bonzen Vorstellung spielen wir nicht.“

C. versucht die Situation zu erklären: das käme einer Arbeitsverweigerung gleich und wäre ein willkommener Anlass für fristlose Kündigungen.

M. gibt die Parole aus: „Okay, wenn wir schon spielen müssen, dann so gut wie nie.“

Ich setze mich ganz still in die vierte Reihe in die Mitte. Weit vor die behördliche Kommission. Als Puffer zwischen Bühne und Raum.

Ich fühle die Kälte nicht mehr. Ich fühle mich selber nicht mehr.

Was ich dann erlebe, schlägt alles Vorstellbare: Die Grenzen zwischen Theaterarbeit und Realität scheinen durchbrochen.

Der Zustand von Wut und ohnmächtigem Hass mündet in ungeheuer direkten, bissigen Vorgängen.

Der Modellfall des Rückkehrers in eine sich entlarvende Welt voller Raffgier, Duckmäusertum und Deformation ist von der Wirklichkeit eingeholt.

Das Schlusstableau: Zu der Musik „Der letzte Walzer“ (The Band) kommen alle Darsteller lächelnd an die Bühnenrampe, werfen weiße Nelken in den Zuschauerraum und winken. Bis der Vorhang fällt.

Stille.

Die Situation ist absurd: Die Abordnung verlässt schweigend den Theatersaal – so, als würden sie sich wegschleichen. (aus: G: Wilzopolski „Erbärmliche Macht“, in: S. Wilzopolski „Theater des Augenblicks“)

Stunden später. Abgang durch die Tür

Ort: Intendantenzimmer. Groß. Schwer. Alle sitzen.

INTENDANT: Nach reiflicher Überlegung sind wir zu dem Schluss gekommen, dass diese Aufführung für unsere Stadt nicht vorstellbar ist. Auch mit Änderungen nicht.

Stille. Lange.

ICH: (ruhig, langsam) Wir waren zu einem Gespräch geladen. Gehört haben wir eine Entscheidung, die ohne uns gefallen ist.

Ein Moment, in dem niemand weiterweiß.

(H. steht auf. Ein Knarren. Er geht zur Tür.) (C. versucht etwas zu sagen, bricht ab.)

C: Aber... vielleicht...

(Ich und H. nehmen ihn unter die Arme. Wir gehen. Tür zu.)

Draußen: Lachen. Zu laut. Befreiend.

Wir gehen die Treppe hinunter. Das Ensemble kommt aus der Kantine. C. zeigt den gesenkten Daumen. Ein sehr stiller Abend beginnt.

Alkohol fließt. Er hilft nicht. Die gläserne Hellsichtigkeit bleibt.

Alle treffen sich im Bühnenraum. Einige stehen herum, als hätten sie ihre Körper vergessen.

Blicke streifen einander, weichen aus. Niemand kann den anderen trösten. Niemand kann sagen, was gesagt werden müsste.

Einige sitzen auf der Bühne. Still. Nicht rituell. Eher wie Menschen, die nicht wissen, wohin mit dem, was hier passiert ist.

Es ist ein Abend, an dem jeder allein ist, selbst mitten unter allen.

Ella bleibt einen Moment länger sitzen als die anderen. Als sie allein ist, legt sie sich flach auf den Bühnenboden.

Der Atem geht stoßweise. Sie wartet, bis er wieder ihren Körper findet.

Ella hat einen Prozess am Hals.

Kurz vor Weihnachten: Ein Treffen im Ministerium für Kultur. Offiziell, um die Wogen zu glätten. In Wahrheit wollen die Genossen Fakten schaffen.

Das Ministerium verspricht einen Rechtsbeistand. Seine erste Frage: „Wollen Sie ausreisen?“ „Nein.“ Er sagt, er sei ab Bezirksebene dabei.

Ella denkt: *Oder auch nicht.*

Im Kreisgericht folgt ein verkappter politischer Prozess, getarnt als Arbeitsrechtsverfahren. Keine Versäumnisse. Trotzdem wird die Kündigung bestätigt.

Ella legt Widerspruch ein. Sie besteht darauf, dass man ihr ins Gesicht sagt, was sie falsch gemacht oder gedacht hat. Egal was. Sie müssen es sagen.

Monate später ruft ein Mitarbeiter des Ministeriums an. Bitte, die Berufung zurücknehmen. Ella sagt: „Das geht nicht. Es gibt ein rechtskräftiges Urteil. Das kann nur die höhere Instanz aufheben.“

Sie soll mit dem Intendanten sprechen. Der wisse Bescheid.

Spielregeln ohne Regeln. Sie kann aus privaten Gründen nicht ausreisen, denn jetzt wäre der Zeitpunkt ideal. Arbeiten darf sie nicht mehr. Oder nur noch zusammengeschnürt.

Sie trifft eine Übereinkunft: Austritt zum Spielzeitende, auf eigenen Wunsch. Der Prozess auf Kreisebene hat nie stattgefunden. Offiziell.

Als sie den Austritt unterschreibt, merkt sie, wie ihre Hand zittert. Nicht sichtbar. Nur für sie.

Da sie faktisch arbeitslos ist, handelt sie zu den „Theatertagen der Jugend“ ein Programm aus: zwei junge Schauspielerinnen, ein Puppenspieler, zwei Musiker. „Onkel Ernies Familienshow“.

Texte und Gesangsnummern übers Erwachsenwerden. *Es ist ihr letzter stiller Widerstand.*

C. tauscht seine Wohnung in der Stadt gegen eine letzte Inszenierung. „Nora“. Ibsen.

Es ist ein Abschied, der weh tut. Ein letzter Versuch, die Konflikte aufzubrechen zwischen Individuum und Gesellschaft.

Eine Frau, die an einer Welt zerbricht, die ihr keinen Raum lässt.

Ein Scheck, der nicht ihr gehört. Ein Mann, der sich sicher fühlt, weil die Welt auf seiner Seite ist. Kinder, die ihr entzogen werden. Ein Leben, das ihr entgleitet.

Ella verliert bei der Arbeit die Distanz. Die Figur sitzt in ihrem Körper, als hätte sie einen Platz gefunden, den Ella nicht mehr freigeben kann. Sie geht in Behandlung. Tabletten zum Schlafen. Zum Dämpfen. Zum Pause-Machen.

Nur bis der Atem wieder ihren Körper findet.

Abgesänge.

Alle mit einem Sprung in der Schüssel, aber nicht totzukriegen.

Ort: Probebühne. Zeit: Nachtproben ab 22 Uhr. Beteiligte: zwei Darstellerinnen, zwei Musiker, K. (Puppenspiel), Technik (einzelne Kollegen).

Ablaufplan:

Die Produktion entsteht trotz fehlender offizieller Kapazitäten.

K. bringt Schaumstoffkopf „Onkel Ernie“. Übernimmt alle Erwachsenenrollen.

Themen: geschiedene Eltern, erstes Schminken, Freundschaften, Streit, Geheimnisse. Eine mit Lederjacke und eine mit Zopfhaltern.

Proben laufen bis spät in die Nacht.

Technik sitzt abends bei den Proben. Einzelne Kollegen helfen.

Hauptprobe mit Licht und Ton.

Schlussakkord: Freddie Mercury als Taktgeber. „Wir machen weiter, mein Freund.“

Aufführung: Die Mädchen singen. Erst zögerlich. Dann mit Kraft.

K. tritt zwischen sie. Puppe auf der Hand. Alle drei: „Wir machen weiter, mein Freund.“

Ende: Licht aus. Musik weg.

Stille.

Schluss

Durch C.s Vermittlung geht Fred an die Uni. Er beginnt seine Promotion. Zum ersten Mal seit Jahren hat er einen Ort, an dem Denken nicht gefährlich ist.

Ella geht nach Berlin. Ohne Job. Ohne Netz. Später findet sie Arbeit in der Künstleragentur — Künstler und Orchester aus aller Welt empfangen, begleiten, organisieren.

Umgekehrt schickt der Osten jahrelang seine Künstler wie Aushängeschilder auf westdeutsche Bühnen gegen Devisen. Karge, Langhoff, Tragelehn, Castorf, Lang, Kupfer — ganze Produktionen. Ein „Who is who“ im westdeutschen Kunstbetrieb.

Die Montagsdemonstrationen erreichen Berlin. Die Gethsemanestraße lässt die Haustüren offen. Zwei Tage Hohenschönhausen.

Niemand spricht. Alle wissen.

9. November 1989. Die Welt steht Kopf.

Viele verließen das Land.

Niemand sah — oder wollte sehen — dass die besten Künstler ihre Arbeiten nicht nur aus der Reibung an der DDR schöpften, sondern dass sie für eine andere Welt aufstanden, von der, der Westen glaubte, er habe sie schon.

Die Kunst geht wieder nach Brot.

Ella blieb — aber nicht mehr im Betrieb. Freds Vertrag war wertlos geworden, bevor er begann.

In der Luft lag etwas Unbestimmtes. Kein Triumph. Kein Anfang. Kein Ende. Nur ein Raum ohne Richtung. Ein Zwischenraum. Und darin setzt ein Gedanke an.

Die Erbschaft, die in keinem Testament steht

Es gibt Muster, die älter sind als wir. Muster, die uns schützen sollen — und uns manchmal doch im Weg stehen.

Sie liegen nicht in Archiven, sondern in unseren Körpern. In Reflexen, die schneller sind als jeder Gedanke.

Anna, Otto, Käthe und Hans spüren in den 30er Jahren den Druck der Straße. Sie versuchen, sich darin zurechtzufinden: die einen, indem sie noch stiller werden, die anderen, indem sie sich anpassen, um nicht aufzufallen.

Darum verschiebt sich die Grenze zwischen Täter und Opfer mit jedem Blickwinkel.

Ella kann Räume lesen. Sie spürt die Kälte in den Büros der Partei, so wie sie als Kind gespürt hat, wann Schweigen sicherer ist als ein Wort.

Fred versucht, sich zu behaupten — erst gegen den Vater, später gegen Instanzen, die ihn formen wollen. Er sucht Augenhöhe und scheitert daran.

Christian zieht sich zurück und hat das Glück einen Raum zu finden, der größer ist als er selbst: die Orgel.

Und irgendwo schreibt heute eine junge Journalistin, die im Wachdienst arbeitet, einen großen Artikel - über Gespräche, die verstummen in ihrer Generation bei all den Verwerfungen unserer Zeit. Für die keiner tragfähige Lösungen kennt - und mancher sich damit wegschummelt und beruhigt: *na, so schlimm ist es ja nicht*. - Sie schreibt aus der Furcht vor Missverständnissen. Aus der Furcht, in Schablonen gepresst zu werden.

Das sind Erbschaften, die nicht ausgesprochen werden. Sie zeigen sich in Atemzügen. In Blicken, die zu schnell ausweichen.

In Sätzen, die abbrechen, bevor sie gefährlich werden könnten. In dem Gefühl, vorsichtig zu sein, selbst wenn niemand zuhört.

Die Muster sind dieselben — nur ihre Kleider haben sich geändert. Nicht mehr staatlich verordnet, sondern gesellschaftlich weitergegeben. Nicht mehr aus Angst vor existenzieller Not, sondern aus Angst vor Ausschluss.

Vielleicht beginnt Zukunft dort, wo wir als Gesellschaft beginnen zu sehen, welche Muster aus uns kommen und welche durch uns hindurch.

Denn Muster verlieren ihre Gewalt erst, wenn wir sie erkennen. Nicht, weil sie verschwinden.

Sondern weil sie ihren Schatten verlieren.

Weil sie ihre Macht über uns verlieren.

Weil sie nicht mehr entscheiden, wer wir sind.

Und es ist möglich:

Junge Frauen folgen heute nicht mehr zwangsläufig Marie-Luises Muster, in der Ehe zu schweigen.

Sie haben heute andere Räume.

Andere Möglichkeiten.

Andere Worte.